3 1761 05973373 3

A
F of
C an
V e

H. G. Fiedler

Presented to

The Library

of the

University of Toronto

by

Miss K. Pichler

LC
F45246

A BOOK OF GERMAN VERSE

FROM LUTHER TO LILIENCRON

EDITED, WITH INTRODUCTION, OUTLINES OF GERMAN VERSIFICATION. AND NOTES

BY

H. G. FIEDLER

TAYLORIAN PROFESSOR OF GERMAN LANGUAGE AND LITERATURE IN THE UNIVERSITY OF OXFORD

OXFORD
AT THE CLARENDON PRESS
1916

413954
16. 7. 43

Oxford University Press

London Edinburgh Glasgow New York
Toronto Melbourne Bombay
Humphrey Milford *M.A. Publisher to the University*

1508

BUCH
DEUTSCHER DICHTUNG

VON LUTHER BIS LILIENCRON

HERAUSGEGEBEN
MIT EINLEITUNG, ABRISS DER DEUTSCHEN VERSLEHRE
UND ANMERKUNGEN

VON

H. G. FIEDLER

PROFESSOR DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR AN DER
UNIVERSITÄT OXFORD

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

OXFORD
UNIVERSITÄTS-VERLAG
1916

PT
1155
F54
cop. 2

VORWORT

Dies *Buch deutscher Dichtung* ist kein bloßer Auszug aus dem *Oxforder Buche deutscher Dichtung*. Während die frühere Sammlung sich an einen weiteren Leserkreis wandte, ist die vorliegende als Hilfsmittel beim Unterricht in Schulen und Universitäten gedacht. Eine Anzahl Gedichte ist ausgelassen, dafür aber eine Reihe anderer aufgenommen worden. Die Anmerkungen sind dem Zwecke des Buches entsprechend umgearbeitet und die Texte aufs neue durchgesehen worden. Hinzugekommen sind zwei einleitende Kapitel. Das eine gibt einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Lyrik von Luther bis Liliencron, das andere behandelt die Hauptzüge der deutschen Verslehre in einer Weise, die von der herkömmlichen in vielen Punkten abweicht.

H. G. FIEDLER.

OXFORD. *am 16. Juli 1915.*

INHALT

	SEITE
VORWORT	v
EINLEITUNG (Entwicklung der deutschen Lyrik von Luther bis Liliencron) . . .	ix–xli
ABRIß DER DEUTSCHEN VERSLEHRE . .	xlii–lxiv
GEDICHTE	1–356
ANMERKUNGEN	357–384
VERZEICHNIS DER DICHTER	385, 386
VERZEICHNIS DER ANFÄNGE	387–394

EINLEITUNG

Mit gutem Grunde schrieb Heinrich Heine: »Wer über die neuere deutsche Literatur reden will, muß mit LUTHER beginnen.« Denn Luther war nicht nur der Führer der Reformation, sondern auch der Begründer der deutschen Schriftsprache und der erste Schriftsteller, dessen Werke in Deutschland noch heute allgemein verständlich und lebendig sind. Er hat den Deutschen ihr bestes Volksbuch, die deutsche Bibel, und einen Schatz geistlicher Lieder geschenkt, in denen sie immer seitdem religiöse Erhebung gefunden haben. Durch ihre einfache, volkstümliche Form und Sprache, ihre feierlichen, leicht singbaren Melodien und durch den Umstand, daß sie sich meist an bereits Bekanntes, an Volkslieder, Psalmen oder ältere Kirchengesänge anlehnten, wurden diese Lieder rasch beliebt und ein wichtiges Kampfmittel der protestantischen Bewegung.

Das Jahrhundert, in dem Luther geboren wurde, hatte durch das rasch aufblühende Studium der wieder erschlossenen klassischen Literaturen eine Fülle neuen Bildungsstoffes in Deutschland eingeführt und durch die neue Kunst des Buchdruckes in allen Schichten des Volkes verbreitet. Durch die Entdeckung neuer Länder war der geistige Horizont erweitert, durch mannigfache Erfin-

dungen die Lebensführung von Grund aus umgestaltet worden. Die Reformation befreite die Geister, regte zu selbständigem Denken über die wichtigsten Lebensfragen an und erweckte auch das niedere Volk zu tätiger Beteiligung am nationalen Leben. Aber vergebens sucht man in der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts nach einer größeren Dichtung, in der diese gewaltige Bewegung sich spiegelt. Die besten Männer setzten ihre Kräfte für oder gegen die Reformation ein, der Streit um die kirchliche Lehre nahm all ihr Denken und Fühlen in Anspruch, und so blieb ihnen zur ruhigen Gestaltung dichterischer Werke weder Zeit noch Kraft.

Die Bildung und Begabung des fruchtbarsten Dichters des Jahrhunderts, des trefflichen Nürnberger Schuhmachers und Meistersingers HANS SACHS, reichten nicht aus, diese Kämpfe und Umwälzungen in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen und dichterisch zu gestalten. Er hat zwar in mehreren Gedichten das Tagen einer neuen Zeit freudig begrüßt und für Luthers Lehre mannhaft gekämpft, aber die meisten seiner Werke entstanden doch aus der bloßen Freude am Erzählen und Reimen, gepaart mit dem Drange, die mächtig hereinströmenden Schätze der Weltliteratur sich anzueignen und weiterzugeben. Die Belesenheit des ungelehrten Mannes ist so erstaunlich wie seine Fruchtbarkeit. Stoffe aus der biblischen und weltlichen Geschichte, aus Sage und Legende, aus Übersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller, italienischer und französischer Novellen, aus Volksbüchern und Anekdotensammlungen behandelte er in Hunderten von gereimten Erzählungen und Dramen. Namentlich die ersteren erfreuen uns noch heute durch ihre köstliche Natürlichkeit

und ihren gesunden Humor, aber von der Größe der Zeit, in der sie entstanden, geben sie uns keinen Begriff.

Wenn auch das sechzehnte Jahrhundert nur wenige Dichtungen von bleibendem Werte hinterließ, so hatte es doch die Vorbedingungen für eine reiche Blüte der Literatur geschaffen. Bildung und Wohlstand hatten sich in ungeahnter Weise gehoben ; der religiöse Eifer hatte die Phantasie entzündet, die Gemüter in allen Tiefen bewegt und den höchsten Menschenzielen zugewandt. Überall regten sich lebenskräftige Keime, die nur friedliche Zeiten und günstige politische Verhältnisse bedurften, um zu voller Entfaltung zu kommen. Aber der Kirchenstreit spaltete Deutschland in zwei feindliche Lager und führte zu einem furchtbaren Kriege, der dreißig Jahre lang (1618–1648) wütete, volkreiche Städte in Trümmer legte, blühende Länder verwüstete, Handel und Gewerbe vernichtete. Von einer Teilnahme aller Stände am geistigen Leben der Nation konnte nicht mehr die Rede sein. Die Pflege der Literatur blieb den Gelehrten überlassen und wurde in ihren Händen zu einem beruflichen Geschäft. Sie verfertigten Gedichte für Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnisse und besangen in schwülstigen Versen die angeblichen Tugenden ihrer fürstlichen Patrone.

MARTIN OPITZ bemühte sich ehrlich, bessere Zustände zu schaffen. Aber er war kein geborener Dichter und verkannte das eigentliche Wesen der Poesie. Durch Nachahmung ausländischer Muster und aus der Fremde geholte Theorien glaubte er der deutschen Literatur aufhelfen zu können. Seine eigenen Dichtungen sind nüchtern und ausgeklügelt, überladen mit mythologischen Namen und klassischen Reminiszenzen, und ihre nach

künstlichen Regeln gebauten Verse werden heute nur noch bei wenigen Lesern Gefallen finden. Während Opitz ohne Wirkung auf das Volk blieb, wurde er von den höheren Kreisen als einer der größten Dichter aller Zeiten gefeiert, vom Kaiser zum *poeta laureatus* ernannt und geadelt.

Unter den Dichtern, die sich bewundernd um Opitz scharten, waren mehrere, die ihn an Talent weit überragten und gerade dann ihr Bestes leisteten, wenn sie die Vorschriften ihres Meisters am wenigsten beobachteten. Die kernige Spruchweisheit FRIEDRICH VON LOGAUS steht hoch über Opitzens platter Lebensphilosophie und hat sich bis in die Gegenwart behauptet. Der Königsberger Professor der Poesie SIMON DACH hat wenigstens einmal, in seinem *Ännchen von Tharau*, den natürlichen Ton des Volksliedes getroffen, und PAUL FLEMING, den eine Reise in die östlichen Länder der pedantischen Sphäre lange entzog, fand oft für wirklich durchlebte lyrische und religiöse Stimmungen einen wahren, schlichten Ausdruck. Das geistliche Lied der Periode, das durch den protestantischen Prediger PAULUS GERHARDT seine höchste Blüte erreichte, erfuhr nur in technischer Hinsicht den Einfluß der gelehrten Richtung, während es im übrigen die Berührung mit dem Volke und seinen Liedern bewahrte. Es ist weicher als die Hymnen der Reformation, trotzt und kämpft nicht wie jene, sondern tröstet und betet, mahnt zu gläubiger Geduld und Gottvertrauen und führt die bedrängten Gemüter in Gottes schöne Welt: »Geh aus, mein Herz, und suche Freud' In dieser lieben Sommerzeit An deines Gottes Gaben!« ANDREAS GRYPHIUS war zwar in erster Linie Dramatiker, besaß aber auch starke

lyrische Kraft. Eine traurige Jugend und der Jammer des Dreißigjährigen Krieges gaben ihm jene Schwermut und trübe Weltanschauung, die aus seinen Gedichten spricht.

Ganz außerhalb des gelehrten Kreises stand CHRISTOPH VON GRIMMELSHAUSEN. Als Knabe von Soldaten verschleppt und zum Kriegsdienste gezwungen, schilderte er aus eigner Anschauung die Greuel der friedlosen Jahre in seinem Romane *Simplicissimus* und verflocht damit das kindlich fromme Lied »Komm Trost der Nacht, o Nachtigall!« das durch seine echte Naturstimmung und einfache Innigkeit zu den Perlen der älteren Lyrik gehört.

Ausländische Mode und pseudoklassische Theorien beherrschten die deutsche Literatur noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Um so überraschender wirkt auf dessen Schwelle die selbständige Persönlichkeit des unglücklichen CHRISTIAN GÜNTHER. Die Studentenlieder aus seiner ersten Universitätszeit, die bis heute gesungen werden, zeigen freilich noch nicht die volle Eigenart des Dichters. Erst die bittere Not des Lebens, die über ihn hereinbrach, erschloß sein reiches Innenleben und entrang ihm lyrische Bekenntnisse von erschütternder Wahrheit. In zügelloser Hingabe an das Leben vergeudete er sein großes Talent und starb nur 28 Jahre alt, in tiefstem Elende, lange vor dem Beginne der literarischen Epoche, in die er seiner ganzen Veranlagung nach gehörte.

Ein echter Sohn seiner Zeit dagegen war der vornehme Hamburger FRIEDRICH VON HAGEDORN. Nach einem längeren Aufenthalte in London, wo er seinen Geschmack an den englischen Nachahmern der Franzosen, besonders an Prior und Gay, gebildet hatte, lebte er mit

einem behaglichen Einkommen in seiner Vaterstadt und widmete seine reichlichen Mußestunden poetischen Liebhabereien. Er besang in zierlichen Versen die Freuden heiteren Lebensgenusses und erzählte in gefälligem Plaudertone launige Geschichten und Fabeln. Seine anakreontische Lyrik zog einen Schwarm von Nachahmern nach sich, während der Stil seiner erzählenden Gedichte besonders von Gellert weitergepflegt wurde.

CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERT wirkte als Professor der Moral an der Universität Leipzig, war aber einer der wenigen damaligen Schriftsteller, die sich nicht nur an die Gebildeten wandten. Seine Fabeln und Erzählungen waren bei Hoch und Niedrig beliebt, und der leicht fließende Rhythmus seiner Verse fand selbst bei Friedrich dem Großen Gefallen, dem sonst alle deutsche Poesie für plump galt. Als Gellert ihm einst sein Gedicht *Der Maler* vorgetragen hatte, sagte der König: »Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen.« Gellert besaß die Gabe des volkstümlichen Erzählers, auch einen gewissen Humor, verdarb aber, wenigstens nach modernem Empfinden, manche gute Geschichte durch die angehängte aufdringliche Moral.

Hagedorn hatte seine weltfrohen Lieder erlebt, aber bei seinen anakreontischen Nachahmern schwand jede Verbindung zwischen Erlebnis und Dichtung. Sie sangen von der Weinlaune fröhlicher Zecher, die sie im Leben sorglich vermieden, von leicht geschürzten Schäferinnen, die sie nur aus Büchern und Kupferstichen kannten. Ihre tändelnden Verse, die das Entzücken der Zeitgenossen waren, sind jetzt fast ganz vergessen, nur von LUDWIG GLEIM, dem gewandtesten Vertreter dieser modischen

Kleinkunst, leben noch einige anmutige Lieder und humoristische Erzählungen.

Einen höheren Flug nahm FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK. Aus seinen Oden spricht Begeisterung, starkes Empfinden und eine rege Phantasie. Er war der erste deutsche Dichter, der für das Großartige in der Natur empfänglich war, den Schauer des Erhabenen fühlte und auszusprechen verstand. Seine Sprache erhebt sich oft zu hinreißendem Schwunge, er prägt neue Wörter und Wendungen, redet in kühnen Bildern und Vergleichen. Diese Vorzüge gewannen ihm glühende Bewunderer, namentlich unter der studierenden Jugend, aber andere Eigenschaften verschlossen ihm den Weg zum Herzen des Volkes und verkürzten die Wirkung seiner Dichtungen. Er war geneigt, seine Empfindung und Ausdrucksweise zu überspannen, ihm fehlte die sichere Klarheit des Stils und der Sinn für schlichte Melodik. Seine Verachtung für die äußerliche Kunst seiner Vorgänger führte ihn zur Verschmähung des Reimes, seine klassische Bildung zu undeutschen Strophen. In seinen Versen tönen klangvolle Akkorde, aber sie verbinden sich nur selten zu einer Melodie, und die großartige Schönheit seiner Gedichte muß beinahe immer »durch eine Übung der Denkkraft errungen werden«.

Klopstocks große Tat war die Befreiung des Gefühls, aber wahrhaft fördernd wurde sie erst mit der Befreiung der Form durch JOHANN GOTTFRIED HERDER. Er drängte zur Rückkehr zum Natürlichen im Anschluß an das Volkslied. Er sammelte deutsche und fremde Volkslieder und wurde nicht müde zu zeigen, mit wie einfachen Mitteln sie lyrische Stimmungen festhalten und

erzeugen. So lenkte er, ohne selbst Dichter zu sein, die deutsche Lyrik in neue Bahnen und erschloß ihr eine lange verschüttete Quelle, an der sie sich bis in unsre Tage immer wieder erfrischt und verjüngt hat.

Der erste, der wieder den rechten Volkston traf, war MATTHIAS CLAUDIUS. Bei ihm spüren wir auch zuerst den Einfluß der heimatlichen Erde und ein erwachendes Verständnis für landschaftliche Stimmung: »Der Wald steht schwarz und schweiget, Und aus den Wiesen steiget Der weiße Nebel wunderbar.« In der Stille eines norddeutschen Dorfes, im Verkehr mit dem einfachen Landvolke, aus liebevollem Versenken in die ländliche Natur entstanden seine schönsten Gedichte.

Was Herder deutlich aussprach, hatte GOTTFRIED AUGUST BÜRGER schon lange dunkel gefühlt, und bald erfüllte er die Forderungen des Theoretikers durch eine glänzende dichterische Leistung. Die altenglischen und schottischen Balladen in Bischof Percy's Sammlung entzündeten seine Phantasie und drängten ihn zu ähnlichen Versuchen. Er fand einen packenden Sagenstoff, und in glücklichem Wurfe gelang ihm die erste großzügige deutsche Ballade, die *Lenore*, die seinen Ruhm durch ganz Europa trug.

Claudius und Bürger standen in nahen Beziehungen zu einer Gruppe von jungen Lyrikern, die sich an der Universität Göttingen zusammengefunden und mit studentischer Begeisterung einen Dichterbund, den sogenannten *Hain*, gegründet hatten. Sie begannen als Nachahmer Klopstocks, den sie schwärmerisch verehrten, wurden aber bald von der volkstümlichen Strömung ergriffen und auf das eigentliche Gebiet ihrer Beanlagung,

das singbare Lied, geführt. Der begabteste unter ihnen war der früh verstorbene LUDWIG HÖLTY. Obwohl fortwährend kränkelnd, bewahrte er sich eine heitere Dankbarkeit für jede Gabe des Lebens, suchte die bangen Todesgedanken mutig zu verscheuchen — » Rosen auf den Weg gestreut Und des Harms vergessen! Eine kleine Spanne Zeit Ward uns zugemessen « — und schrieb noch am Rande des Grabes die rührende *Aufmunterung zur Freude*: » O wunderschön ist Gottes Erde Und wert darauf vergnügt zu sein; Drum will ich, bis ich Asche werde, Mich dieser schönen Erde freun. «

Von gleichen Einflüssen berührt und gefördert, aber alle Mitstrebenden an Begabung und Eigenart weit überragend, führte JOHANN WOLFGANG GOETHE die deutsche Lyrik zur höchsten Vollendung. Erst ihm gelang die völlige Befreiung von den Fesseln herkömmlicher Theorien und Muster, die Vereinigung von Kunst und Natur. Er besaß in einem Maße wie keiner vor ihm die Eigenschaften, die er selbst als die wesentlichsten für den Dichter bezeichnet hat: » lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken «. Wie keiner vor ihm vermochte er jede Stimmung der Natur nachzufühlen und in Worte zu fassen, jede Regung des eigenen Herzens festzuhalten und anderen mitzuteilen. Was ihn erfreute oder quälte in Liedern auszusprechen, war ihm nicht nur leicht und natürlich, sondern unwiderstehliches Bedürfnis, eine notwendige Befreiung von der Gewalt der Empfindung. Jedes bedeutende Erlebnis wandelte sich ihm in ein Gedicht, und fast jedes seiner Gedichte wurzelt in einem Erlebnis. Daher die unmittelbare Wahrheit und der persönliche Reiz seiner lyrischen Schöpfungen. Er hat

oft selbst über diese Seite seiner Begabung und seines Schaffens gesprochen. »Ich empfing in meinem Innern Eindrücke hundertfältiger Art, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.« »Alles, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.« »Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts.« »Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.« Eindrücke, die Goethe seelisch beschäftigten, gestalteten sich ihm oft ungewollt, ja wider seinen Willen, zu einem Gedicht. Einige seiner schönsten Lieder waren nach seinem eigenen Zeugnis unwillkürliche Eingebungen des Augenblickes. Sie kamen über ihn auf einsamen Wanderungen durch Feld und Wald, aber auch mitten im Drange der Geschäfte oder im Kreise fröhlicher Gesellschaft. Er erzählt auch, daß er zuweilen des Nachts darüber aufwachte und erst wieder Ruhe fand, wenn er das Gedicht niedergeschrieben hatte. Ebenso wunderbar wie diese natürliche Leichtigkeit seines Schaffens ist die Mannigfaltigkeit seiner Schöpfungen. Während man andere Dichter schon durch Angabe ihres besonderen Stoffbereiches und ihrer besonderen Ausdrucksformen charakterisieren kann, muß jeder Versuch dieser Art bei Goethe scheitern. Natur und Leben in allen ihren Erscheinungen waren sein Gebiet, und unbe-

grenzt wie dieses war die Wandelfähigkeit seiner Sprache und lyrischen Form. Mit Ausnahme des geistlichen und patriotischen Liedes hat er alle Gattungen der Lyrik gepflegt und ist in allen vorbildlich geworden. Die singbare Weise des Volksliedes, die schlichten Reimverse des Hans Sachs, Klopstocks freie Rhythmen, antike Versmaße und italienische Strophen beherrschte er mit gleicher Sicherheit und vergriff sich nie in der Wahl der metrischen Form. Dabei leitete ihn weder Theorie noch Überlegung, sondern einzig sein natürliches Gefühl. »Der Takt,« sagte er einmal, »kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande.«

Ganz verschieden an Charakter, Begabung und Lebenserfahrungen war Goethes großer Genosse JOHANN FRIEDRICH SCHILLER. Goethe war wie wenige vom Schicksal begünstigt. Seine Eltern waren wohlhabend, seine Erziehung sorgfältig; er genoß alle Vorteile, die ein verfeinertes Leben bieten kann. Er konnte sich frei entwickeln, unbedrückt von kleinlichen Sorgen, konnte sich ausleben und ausreifen: er lebte dreiundachtzig Jahre und bewahrte seine Schaffenskraft bis zuletzt.

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer?
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Schiller dagegen kam aus kleinen, ärmlichen Verhältnissen; keine Schönheit umgab seine Jugend; Sorge und

Not waren tägliche Gäste im Hause seiner Eltern. Er litt unter dem Zwange eines tyrannischen Erziehungssystems, das mehr geeignet war Seele und Charakter zu verkrüppeln als zu entwickeln. Sein Leben war ein beständiger Kampf mit Hindernissen aller Art, und noch weit von dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, übereilte ihn der Tod. Goethe schuf leicht, er schrieb nur, wenn er sich angeregt fühlte. Schiller dagegen rang mit seinen Stoffen und zwang sich zur Arbeit selbst bei lähmender Krankheit und Schwäche.

> Goethe, ein glücklicher Mensch, behaglich im Schaffen genießend,
> Während der andere sich, darbend, im Schaffen verzehrt.

Schiller hat viel über das Wesen und die Formen der Dichtung nachgedacht und immer die höchsten Anforderungen an sich und seine Kunst gestellt. Aber er ist der Natur nie so nahe gekommen, wie Goethe ihr von Haus aus war. Das persönliche Element, das in Goethes Dichtungen so stark hervortritt, fehlt bei Schiller fast ganz. Goethes Gedichte, in zeitlicher Folge an einander gereiht, enthüllen die Geschichte seiner inneren Erlebnisse; Schillers Gedichte, in derselben Weise geordnet, zeigen nur die Entwicklung seiner Kunst und das Reifen seines Denkens. Schiller teilt uns nicht eigentlich seine Empfindungen sondern seine Gedanken darüber mit. Während zum Beispiel aus Goethes *Mailied* Glück und Freude uns unmittelbar entgegenklingen, gibt uns Schillers Gedicht *An die Freude* nur begeisterte Betrachtungen darüber. Ebenso bezeichnend wie Goethes Ausspruch »daß ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter macht« ist Schillers Warnung: »Ein Dichter

nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. Aus der sanfteren und fernenden Erinnerung mag er dichten, aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts.«

Die Lyrik im engeren Sinne war, wie Schiller es selbst ausdrückte, »sein Exilium, nicht seine Provinz«; dagegen erschloß er in seiner Gedankenlyrik, in der er philosophische Ideen in poetischer Fassung aussprach, der deutschen Dichtung ein fast völlig neues Gebiet und wurde durch seine dramatische Gestaltungskraft von höchster Bedeutung für die Entwicklung der Ballade. Goethe knüpfte in seinen Balladen, ebenso wie Bürger, an die Volkspoesie an. Nicht nur durch ihre einfache Form und Sprache, sondern auch durch ihre Stoffe, die, obwohl frei erfunden, an volkstümliche Sagen und Märchen anklingen, erinnern seine älteren Balladen, wie *Der König in Thule*, *Der Fischer*, *Der Erlkönig*, an die Volksdichtung. Ihren besonderen Charakter aber erhalten sie durch die lyrische Stimmung, die Goethe aus solchen Stoffen zu lösen wußte. Schiller wählte für seine Balladen mit Vorliebe handlungsreiche Episoden aus der Geschichte oder Überlieferung. Er wandte seine Kunst vor allem an das dramatische Entfalten der Handlung in einer Reihe bewegter Szenen und die Belebung der Vorgänge durch eine schwungvolle, bilderreiche Sprache. Er war aber auch bestrebt, durch seine Darstellung menschlicher Geschicke das Walten sittlicher Gesetze in Geschichte und Leben zu zeigen, und hinzuweisen auf die sieghafte Macht des Wahren, Guten, Schönen.

Unter den Kräften, die im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts das geistige Leben in Deutschland

bewegten, wurden besonders drei für die Dichtung wichtig: Herders Wiedererschließung der Volkspoesie, die Neubelebung griechischer Kunstideale durch Winckelmann und Lessing, und Kants Philosophie. Herders Einfluß erreichte seine höchste Wirkung in Goethes Liederdichtung, erlag aber dann mehr und mehr der klassischen Gegenströmung, die auch Goethe ergriff und in Verbindung mit Kants Philosophie für Schillers Entwicklung bestimmend wurde.

Der Glaube an die Ideale der griechischen Kultur wurde bei FRIEDRICH HÖLDERLIN beinahe Religion. Von krankhafter Schwermut niedergedrückt, durch harte Schicksalsschläge verschüchtert, unzufrieden mit dem engen Leben, das ihn umgab, flüchtete er bald in ein erträumtes Land klassischer Schönheit, bald in die große Natur, die er mit griechischer Frömmigkeit verehrte und belebte. Hatte er anfangs in Anlehnung an Schillers Gedankenlyrik gereimte Gedichte geschrieben, so bewog ihn später seine wachsende Liebe für das Griechentum, den Reim und deutsche Versmaße, wie einst Klopstock, zu verschmähen. Aber unter seinen Händen verloren die antiken Formen alles Fremdartige und füllten sich mit einem musikalischen Wohllaute, den Klopstock nie erreicht hatte.

Ähnlich verträumt und weltfremd wie Hölderlin war Friedrich von Hardenberg, der unter dem Namen NOVALIS dichtete. Auch ihn zog die Sehnsucht hinweg aus der Wirklichkeit. Aber sie galt nicht der entschwundenen Welt der Griechen, sondern dem Jenseits des Irdischen. Der Tod seiner Braut und eigene schwere Krankheit hatten ihn früh mit dem Tode vertraut gemacht und

steigerten sein religiöses Empfinden zu mystischer Schwärmerei. Dabei bewahrte er sich eine seltene Heiterkeit des Gemütes und einen kindlich frommen Glauben, den er in geistlichen Liedern mit rührender Innigkeit und Schlichtheit aussprach.

Die Abwendung vom Leben der Zeit, das sehnsüchtige Versenken in erträumte bessere Welten waren wesentliche Züge der romantischen Bewegung, die an der Wende des Jahrhunderts in der deutschen Literatur einsetzte. Sie erklären sich zum großen Teil aus der Trostlosigkeit der damaligen politischen Zustände, aus dem Scheitern aller Hoffnungen, mit denen man die französische Revolution begrüßt hatte, aus dem Erstarken der absoluten Regierungsgewalten und der Einengung des staatlichen und kirchlichen Lebens. Im deutschen Mittelalter, das man sich phantastisch ausmalte und poetisch verklärte, glaubte man endlich alles zu finden, was man in der Gegenwart vermißte. Indem man sich aber in die Vergangenheit des eigenen Volkes vertiefte, erwachte aufs neue das Gefühl für das Einheimische und Nationale, das dann unter den vernichtenden Schlägen der Napoleonischen Kriege zu glühender Vaterlandsliebe erstarkte.

Die Dichter der jüngeren Romantik, allen voran CLEMENS BRENTANO, wurden die Träger und Verkünder der neuen Stimmung. Die Sammlung alter deutscher Lieder, die er unter dem Namen *Des Knaben Wunderhorn* in den Jahren 1805–1808 mit Achim von Arnim herausgab, trug die Freude am eigenen Volkstum und an der heimatlichen Landschaft in weite Kreise und lenkte die Lyrik wieder in die Bahnen, auf die einst Herder hingewiesen hatte. Wie tief Brentano selbst in

das Wesen der Volkspoesie eindrang, zeigen Gedichte wie *Der Spinnerin Lied.* Auch ist es bezeichnend, daß die Geschichte von der schönen *Lore Lay*, die uns wie ein Märchen aus uralten Zeiten anmutet, von ihm erfunden wurde.

Wenn die erste Einwirkung der Volkspoesie ihre Höhe in den Liedern Goethes erreichte, so gipfelte die zweite in der Lyrik LUDWIG UHLANDS und JOSEPH VON EICHENDORFFS. Sie haben beide den Volkston so vollkommen getroffen, daß viele ihrer Gedichte wiederum zu Volksliedern geworden sind. Beiden gemeinsam war die Liebe zur heimatlichen Erde. Die rauschenden Wälder seiner schlesischen Heimat waren Eichendorff so teuer wie Uhland die fruchtbaren Fluren und Täler, die Berge und Burgen seines Schwabenlandes. Aber bei Eichendorff gesellte sich zur Heimatliebe die Wanderlust. Die Sehnsucht trieb ihn in die Ferne. Wanderfroh durchzog er die weiten Lande und sang von den Wundern in Gottes schöner Welt. Beiden Dichtern gemeinsam war eine schlichte Frömmigkeit, die sich bei dem katholischen Eichendorff mit einer romantischen Neigung für das Ahnungsvolle und Dämmerhafte verband. In Uhlands Lyrik überwiegen die kräftigen und hellen Töne, in Eichendorffs gedämpftere und weiche. Für die Ballade fehlte es Eichendorff an dem Vermögen, Gestalten scharf zu umreißen und lebendig hervortreten zu lassen. Dagegen gebührt Uhland als Balladendichter eine Stelle unmittelbar neben Goethe und Schiller. Uhlands *Schloß am Meer* steht an lyrischer Stimmung nicht weit hinter Goethes *König in Thule* zurück, und viele seiner Balladen kommen an dramatischer Bewegung den Schöpfungen Schillers sehr nahe.

Von den Klängen des *Wunderhorns* ebenfalls stark beeinflußt und mit Eichendorff innerlich verwandt war WILHELM MÜLLER. Er teilte dessen Wanderlust und Naturfreude, und gesellte zu den Jägern, Soldaten, vagierenden Studenten und Spielleuten, denen Eichendorff seine Lieder gern in den Mund legte, seinen reisenden Waldhornisten und wandernden Müllerburschen. Mehr an Uhland erinnert JUSTINUS KERNER, obgleich er in späteren Jahren mehr und mehr zu schwermütiger Phantasterei neigte. Auch ADALBERT VON CHAMISSO gehört durch manchen verwandten Zug in Uhlands Kreis. Obwohl in Frankreich geboren, kam er unter den Bann des deutschen Volksliedes, erneuerte in Uhlands Nibelungenstrophe deutsche Sagen und sang von seinem fernen Jugendlande mit dem starken Heimatsgefühl, das dieser Dichtergruppe eigen war.

Die Lyrik der Befreiungskriege zeugt von der opfermutigen Begeisterung jener Tage. Unter den Tausenden, die damals als Freiwillige in das preußische Heer traten, war der junge Dichter THEODOR KÖRNER. Er fiel schon nach wenigen Monaten, kaum zweiundzwanzig Jahre alt. In der Brieftasche des Toten fand man die Lieder, die er mitten im Kriegsleben, auf Vorposten dicht vor dem Feinde, am Wachtfeuer, in Siegeshoffnung und Todesahnung vor der Schlacht gedichtet hatte.

Die Freiheitskriege gaben der Sehnsucht des Volkes ein neues Ziel. Sie galt nun nicht mehr der großen Vergangenheit, sondern einer besseren Zukunft. Immer zuversichtlicher wurde die Hoffnung, daß nach der Besiegung des Feindes die lange getrennten deutschen Stämme sich wieder zusammenschließen und in einem

freien Staatswesen den Glanz der alten Kaiserzeit erneuern würden. Der Wiener Kongreß machte der Hoffnung ein rasches Ende. Deutschland blieb zerstückelt, und in den achtunddreißig souveränen deutschen Staaten wurden die Zügel der Regierungsgewalt nur straffer als zuvor angezogen. Die patriotische Begeisterung erlosch, die patriotische Dichtung verstummte. Eine Zeit lang beugte sich das Volk unter das Joch, aber ohne die alten Ideale zu vergessen. Je rücksichtsloser die Regierungen der Einzelstaaten schalteten, um so schneller wuchs die Überzeugung, daß nur durch ihren Sturz bürgerliche Freiheit und volle Entfaltung der nationalen Kraft gewonnen werden könne. So begann eine neue Volksbewegung, die sich die Einführung liberaler Verfassungen in den Einzelstaaten und die Neugründung des Reichs zum Ziele setzte. Sie gipfelte in der Revolution von 1848. Unter ihren geistigen Führern war eine Dichtergruppe, die in politischen Liedern zum Streite rief und die Gegner der Einheit und Freiheit geißelte. Für die Geschichte ihrer Zeit werden diese Lieder, ebenso wie die Gesänge der Freiheitskriege, bedeutsam bleiben, aber an poetischem Werte stehen sie weit zurück hinter der Lyrik, die damals unabhängig von den politischen Ereignissen entstand.

FRIEDRICH RÜCKERT trat zuerst mit patriotischen Gedichten hervor. In *Geharnischten Sonetten* feuerte er zum Kampfe gegen Napoleon an, im *Barbarossaliede* sang er von des alten Reiches Herrlichkeit und ihrer erhofften Wiederkehr. Wertvoller aber sind seine Natur- und Liebeslieder, von denen einige den besten Schöpfungen Chamissos und Eichendorffs nahe kommen, seine Verserzählungen, für die er mit Vorliebe morgenländische Sagen

wählte, und seine gedankenvollen Spruchgedichte. Durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Sanskrit, dem Persischen und Arabischen eröffnete er neue Stoffgebiete. Auch vermehrte er den Formenschatz der deutschen Literatur durch geschickte Nachbildungen orientalischer Reimverse.

AUGUST GRAF VON PLATEN begann als Schüler Rückerts mit Nachahmungen persischer Gedichte. Dann suchte er seine Vorbilder unter den antiken und romanischen Dichtern und schulte sich im Gebrauche ihrer schwierigen Strophen, bis er darin eine Vollendung erreichte, die ihn den größten Formkünstlern deutscher Zunge anreiht. Seine vorzüglichsten Leistungen sind neben einzelnen Balladen die *Sonette aus Venedig*, die er während eines Aufenthalts in der schönen Lagunenstadt schrieb. Sie gehören zu den formvollendetsten, die in deutscher Sprache gedichtet worden sind, und dürfen den besten der Weltliteratur zugezählt werden. Das oft gehörte Urteil, Platens Dichtung sei marmorglatt und marmorkalt, mag durch die Spärlichkeit seiner Liebeslyrik begünstigt worden sein. Es wird widerlegt durch die lodernde Glut seiner *Polenlieder* und die zahlreichen Gedichte, in denen er persönlichste Stimmungen, ungestillte Sehnsucht, getäuschte Hoffnung, bange Zweifel und Seelenkämpfe ergreifend ausspricht.

HEINRICH HEINE besaß mindestens ebenso großes Formtalent wie Platen, entwickelte es aber nach einer ganz anderen Richtung. Er bestrebte sich nicht verwickelte römische oder romanische Maße regelrecht nachzubilden, sondern im Anschluß an das deutsche Volkslied eine wirkungsvolle Einfachheit der äußeren Form zu erreichen. Abgesehen von den freien Rhythmen

der *Nordseebilder* und einigen Sonetten gebrauchte er in seiner Lyrik fast nur die kurzen Verse und Strophen des Volksliedes oder solche, die er mit geringen Veränderungen von ihnen ableitete. Auf Rhythmus und Sprache verwendete er die größte Sorgfalt. Die erhaltenen Handschriften seiner Lieder zeigen, wie unermüdlich er besserte und feilte, jedes Wort, jede Wendung immer wieder prüfend und wägend, bis der bezeichnendste Ausdruck des Gedankens, der melodischste Tonfall der Silben gewonnen war. Die anmutige Beweglichkeit, der leichte Fluß und bestrickende Wohllaut seiner Verse sind die Frucht sorglichster Überlegung und feinster Berechnung; aber mit bewundernswerter Kunst verwischte er jede Spur der aufgewandten Arbeit und gab seinen Schöpfungen den täuschenden Anschein völliger Natürlichkeit. Eichendorff und Uhland fanden in den schlichten Volksweisen eine ihrem innersten Wesen entsprechende Ausdrucksform. Heine, dem jede tiefere Verwandtschaft mit dem naiven Charakter des Volkes abging, benützte sie zur Wiedergabe von Gedanken und Empfindungen, die überwiegend der modernen gebildeten Gesellschaft angehören. Dieser von ihm selbst betonte Unterschied zwischen der Form und dem Inhalte seiner Lieder wird von vielen als ein störendes Mißverhältnis, von andern als ein reizvoller Kontrast empfunden, und erklärt zu einem großen Teile das schwankende Urteil über seine Dichtungen.

Charakteristisch für Heines Stil ist die Häufung und Steigerung fast aller Darstellungsmittel der älteren Lyrik. Hierher gehört vor allem die Belebung des Unbelebten und die Verbindung gleicher Stimmungen in der Natur und im Gemüte des Dichters. Beispiele finden sich

beinahe auf jeder Seite seiner Gedichte: die Wanduhr schwatzt, mit grünen Fingern pocht der Tannenbaum ans Fenster, die Bäume sprechen, die Veilchen kichern und kosen. Ist der Dichter traurig gestimmt, so erblassen die Rosen, die Veilchen verstummen, die Lerche singt mit kläglichem Laut. Als die Geliebte ihn küßte, da blühte die Linde, die Nachtigall sang, die Sonne lachte; als sie ihn verließ, da fielen die Blätter, der Rabe schrie hohl, die Sonne schien kalt und verdrießlich herab. Überaus häufig verwendet Heine das Traummotiv des Volksliedes und allerhand Züge des Aberglaubens. Er schmückt seine Rede mit einer verschwenderischen Fülle blendender Bilder und Vergleiche und trägt unsre Phantasie bald in den mondbeglänzten Märchenwald der deutschen Romantik, bald in die blühenden Zaubergärten der orientalischen Dichtung. Mit all diesen Mitteln erzielt er oft wunderbare Wirkungen, aber die geistreiche Kühnheit, mit der er sie steigert und übertreibt, bringt ihn auch oft bis dicht an die Grenze des Grotesken. Das beständige Schwärmen von den Goldlocken, Lilienfingern, Purpurlippen der Geliebten und die reichlich fließenden Tränen erinnern an das anakreontische Getändel und die Rührseligkeit des achtzehnten Jahrhunderts. Um so überraschender wirken dann wieder die Geistesblitze, die in Heines Versen aufleuchten, das Umspringen der weichen Stimmung in spöttisches Gelächter und am Abschlusse seiner Gedichte die unerwartete Wendung und Zuspitzung der Gedanken. Heines Stil, dessen eigentliches Wesen in der höchsten Steigerung aller seiner Elemente besteht, war keiner gesunden Weiterbildung fähig, mußte in den Händen anderer zu einer kränklichen Manier werden;

und so hat er zwar unzählige Nachahmer aber keinen einzigen Fortsetzer gefunden.

Unter den bedeutenden zeitgenössischen Lyrikern zeigt nur NIKOLAUS LENAU einige mit Heine verwandte Züge. Seine Verse haben oft eine ganz ähnliche Melodie und Geschmeidigkeit, seine Gleichnisse sind bald ebenso anschaulich bald ebenso gesucht, seine Beseelung der Natur ist oft ebenso gewagt wie bei Heine. Aber in ihrem Charakter waren die beiden Dichter durchaus verschieden. Der Weltschmerz, den Heine so gerne zur Schau trug, der Seelengram, mit dem er überlegen spielte, war bei Lenau bitterer Ernst. Aus vererbter Veranlagung erwachsen, durch trübe Erfahrungen genährt, vergällte er ihm jedes Glück, zehrte an seiner Schaffenskraft, trieb ihn ruhelos umher bis in die Urwälder Amerikas, zerrüttete ihm Körper und Geist, und warf ihn endlich in die Nacht des Wahnsinns. Er ahnte das Geschick, das ihm drohte. In dem Gedicht *Der Seelenkranke* klagte er: «Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde Und will sie stumm bis an mein Ende tragen; Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.« Seine beste Trösterin war die Natur. Sie vermochte sein heißbewegtes Herz zu beruhigen und dem Schwermütigen sogar einige lenzfrohe Lieder zu entlocken. Am vertrautesten war sie ihm aber in herbstlich müder Stimmung, wenn »ihre Sterbeseufzer durch die welken Haine schauern und dürre Blätter leise sinken«.

Sonniger Optimismus, dankbare Freude am Dasein und an den tausendfältigen Wundern der Schöpfung durchwärmen die Poesie des schwäbischen Landpfarrers EDUARD MÖRIKE. Schwere Herzenskämpfe waren

ihm nicht erspart geblieben, aber sie hatten weder sein Gemüt verbittern noch seinen Blick für die Schönheit der Welt trüben können. Auf einem kleinen Erdenflecke, in beschränkten Verhältnissen verlief sein Leben. Der Hang zur Einsamkeit und eine ängstliche Scheu vor jeder Berührung mit dem lauten Getriebe der großen Welt hielten ihn dort fest. Das innige Verständnis für das schlichte Empfinden des Volkes, dem wir so köstliche Lieder wie »*Früh, wann die Hähne krähn*« verdanken, gewann er gewiß nicht nur aus liebevollem Versenken in die Schätze des *Wunderhorns*, sondern auch aus dem jahrelangen Verkehr mit den einfachen Dörflern, die seine Gemeinde bildeten. Am glücklichsten war er, wenn er an warmen Tagen am Waldsaume oder auf blumiger Wiese ruhend seinen Gedanken nachhängen konnte. Aus solchem Träumen und Sinnen gestalteten sich ihm wunderbar zarte Gedichte. Ihre Strophengebilde fügen sich keinem festen Schema. Leichtem Gewölke gleich wandeln sie ihre Formen, lösen sich auf und zerfließen. Mörikes Naturgefühl ist so stark und echt wie Goethes. Er beseelt das Unbeseelte, bleibt aber dabei immer im Rahmen des Natürlichen, und die Bilder, die er braucht, sind immer mit Dichteraugen geschaut, niemals nur geistreich erdacht wie so oft bei Heine. Mit Goethe gemeinsam war Mörike auch die lautere Wahrhaftigkeit des Ausdrucks. Ebensowenig wie jener hat er jemals in seiner Dichtung affektiert. Treu und unverfälscht gab er die Eindrücke und Stimmungen seiner Seele wieder, niemals bemüht durch ihre Steigerung zu wirken oder sich interessant zu machen. Heines sprühender Witz war ihm fremd, dafür besaß er einen erquickenden, oft

neckischen Humor. In seinen Balladen behandelte er Stoffe, die er im Charakter der romantischen Sagen frei erfand. Die Handlung liebte er in einem ungewissen Halbdunkel zu lassen und nur durch einige flüchtig skizzierte Situationen anzudeuten. Das Dämmerhafte des Hintergrundes, das der Phantasie einen weiten Spielraum läßt, erhöht den Stimmungszauber, der über diesen Dichtungen liegt.

Die bisher erwähnten Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts hatten ihre Heimat in den südlicheren Teilen Deutschlands, und so blieb die Poesie der norddeutschen Landschaft mit ihren von grünen Hecken umrahmten Feldern, den stillen Seen und der weiten, einsamen Heide unbeachtet und unbesungen. Erst die westfälische Dichterin ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF entdeckte und verwertete sie für die Dichtung. Aber lange Zeit verging, ehe die Dichterin die Anerkennung fand, die ihr gebührt. Ihre realistische Kunst konnte erst voll gewürdigt werden, als die romantische Auffassung der Natur einem erhöhten Sinn für das Wirkliche zu weichen begann und die Freude am Schönen sich mit dem Interesse am Charakteristischen verband. Denn Annette Droste sah und schilderte die Natur ganz anders als ihre Vorgänger. Sie idealisierte sie nicht, deutete sie nicht, machte sie weder zum Spiegel noch zur Quelle eigener Gedanken und Empfindungen. Mit erstaunlicher Beobachtungsgabe spähte und lauschte sie in das geheimste Leben der Natur und stellte es bis ins einzelnste getreu dar. Kein Laut, keine Farbe, keine Bewegung entging ihr, und gerade das Kleinste und Flüchtigste erregte ihr Interesse: der surrende Flug der Biene, das Angstgeschrill

der Fliege im Spinngewebe, das flimmernde Spiel des Sonnenlichtes auf den Schwingen der Libelle, die Grille, die zirpend ihre Flügel streicht, die Schmetterlinge, die sich tummelnd im Kreise jagen. Und wie ihr Natursinn so war auch ihr Sprachgefühl besonders für das Charakteristische geschärft. Die bezeichnende Kraft der Wörter galt ihr mehr als der sprachliche Wohllaut. Ihre Sprache klingt daher wohl zuweilen etwas hart, gibt aber dafür die feinsten Sinneseindrücke mit unübertrefflicher Schärfe wieder.

Eine weit geringere Rolle spielt die Natur in der Lyrik FRIEDRICH HEBBELS. Von Jugend an zu grübelndem Nachdenken geneigt, beschäftigte er sich mehr mit seelischen Problemen als mit den Dingen der äußeren Welt. Wandte er sich diesen einmal zu, so suchte er weniger ihre sinnfällige Erscheinung als ihre Wirkung auf Geist und Gemüt festzuhalten. Feinzügige Schilderungen, wie die Droste sie bietet, wird man daher bei ihm vergeblich suchen. Selbst wenn er von einem Naturbilde ausgeht, wie in den Gedichten *Sommerbild* und *Herbstbild*, verliert er sich, kaum daß er es flüchtig gezeichnet hat, in den Gedanken, die es in ihm erregt. Hebbel stammte aus einem kleinen Orte in Schleswig-Holstein, verbrachte aber den größten Teil seines Lebens in Hamburg, im Auslande, in Süddeutschland und Österreich, und weder die landschaftlichen Eindrücke noch die bewegten politischen Schicksale seiner Heimat haben tiefere Spuren in seinen Werken hinterlassen.

Die Dichtung seines Landsmannes THEODOR STORM dagegen ist mit Schleswig-Holsteins Natur und Geschichte unlöslich verbunden. Er hat die Stätten seiner

Jugend, die heimatliche Heide und seine Vaterstadt »am grauen Strand, am grauen Meer« mit inniger Liebe besungen und die schweren Kämpfe seines Volkes mit manchem mannhaften Liede begleitet. Nach der Einverleibung der Herzogtümer in Dänemark wandte er sich nach Preußen, wo er ohne sich einleben zu können ausharrte, bis die Ereignisse von 1864 ihm die Rückkehr ermöglichten. Das lange Exil hatte ihm die Heimat doppelt teuer gemacht. So wie sie ihm, von der Erinnerung verklärt, in der Ferne erschien, schilderte er sie fortan in seinen Novellen und Gedichten. Mit den andern norddeutschen Dichtern seiner Zeit hatte Storm nur wenig gemein. Hebbels grübelnde Reflexion war ihm ganz fremd, und neben dem starken Wirklichkeitssinn der Droste kann sein weiches Naturgefühl beinahe für romantisch gelten. Gedichte wie *Abseits* mögen durch die Fülle der Einzelzüge an die Kunst der westfälischen Dichterin erinnern, aber die größere lyrische Stimmung, die sie auslösen, gibt ihnen doch einen wesentlich anderen Charakter. Unverkennbar dagegen ist Storms Verwandtschaft mit Mörike. Er besaß einen ähnlichen Optimismus (*Oktoberlied*) und Humor (*Von Katzen*), eine ähnliche Vorliebe für das Volkslied und Märchen (*In Bulemanns Haus*), eine ähnliche Innigkeit der Empfindung und Sprache. Auf der andern Seite ist Storms Lyrik entschieden kräftiger und wurzelt tiefer im Erlebnis. Aus erfahrenem Glück und Leid, aus der Liebe zur Heimat, zur Braut und Gattin, aus dem Schmerz um ihren Verlust sind seine besten Gedichte entstanden.

Während Mörike, Annette Droste, Hebbel und Storm sich nur langsam durchsetzten, gewann EMANUEL

GEIBEL rasch eine führende Stellung. Seit etwa 1850 bis zu seinem Tode (1884) galt er in weiten Kreisen als der größte deutsche Dichter seiner Zeit und genoß eine ganz ähnliche Verehrung wie Tennyson in England. Als Mörikes Gedichte in vierter Auflage erschienen (1867), hatten die des viel jüngeren Geibel beinahe die sechzigste erreicht; und beim Tode ihrer Verfasser waren Mörikes Gedichte in fünf, Storms in acht, Geibels in hundert Auflagen verbreitet. Man schwelgte in dem weichen Wohllaut, der rhythmischen Schönheit seiner Verse, bewunderte die edle Klarheit seiner Sprache, seinen sittlichen Ernst, sein frommes Gottvertrauen und die Lauterkeit seines Charakters. Man begeisterte sich für den Dichter, der über den Parteien stehend einem gesunden Patriotismus seine Stimme lieh und für nationale Trauer oder Freude immer die rechten Worte fand. Für den Geschmack der nächsten Generation war Geibels Liebeslyrik zu sentimental, sein Naturgefühl ohne genügende Eigenart; die zündende Kraft seiner vaterländischen Gesänge schwand mit der Stimmung, der sie Ausdruck gaben; und so wurde seine Kunstrichtung lange Zeit ebenso heftig befehdet, wie sie einst übertrieben gefeiert worden war.

Geibel wurde im Jahre 1852 durch König Max II. von Bayern nach München berufen, wo sich bald eine Anzahl kunstverwandter Dichter um ihn scharte. Der begabteste und selbständigste unter ihnen war PAUL HEYSE. Er bekannte sich als Geibels Schüler, hatte aber im Grunde nur wenig mit ihm gemein, bildete vielmehr, wenigstens in seiner späteren Entwicklung, eher einen Gegensatz zu ihm, etwa wie Wieland zu Klopstock. Geibels beinahe

priesterliche Auffassung des Dichterberufs war der freien Künstlernatur Heyses ebenso fremd wie der religiöse und der stark patriotische Zug in Geibels Poesie. Nur die schöne Form seiner Gedichte zeigt Geibels Einfluß. Während Geibel kein einziges Prosawerk veröffentlichte, verdankte Heyse seine größten Erfolge seinen zahlreichen Novellen und Romanen. Seine Wirkung beschränkte sich fast ganz auf die gebildeten Stände, erreichte aber in diesen auch das Ausland. Seine Erzählungen wurden oft übersetzt, und die schwedische Akademie verlieh ihm 1910 den Nobelpreis für Literatur.

Auch der Schweizer GOTTFRIED KELLER ist hauptsächlich als Erzähler berühmt geworden. Heyse nannte ihn in einem Sonett den » Shakespeare der Novelle «, und sein Roman *Der grüne Heinrich* ist oft mit Goethes *Wilhelm Meister* verglichen worden. Seine Lyrik hat nicht die vornehme Glätte der Münchener Schule, entschädigt aber dafür durch ihren reichen Gehalt. Sie offenbart eine durchaus originelle Dichternatur, in der sich Tiefsinn und spielende Laune, Verstand und Gefühl, scharfes Erfassen des Wirklichen und übersprudelnde Phantasie in seltener Mischung vereint finden. So gerne Keller fabulierte und seiner Phantasie die Zügel ließ, so teilte er doch niemals die Auffassung, daß Poesie und Wirklichkeit einander ausschließen. Er schweifte nur selten in die Ferne oder Vergangenheit, holte vielmehr seine Stoffe und Gestalten gern aus nächster Nähe. Die Klage Justinus Kerners über die Vernüchterung des Lebens durch Dampfmaschine und Eisenbahn beantwortete er mit einem Lobliede auf die erfindungsreichen Wunder der neuen Zeit. Er freute sich an den Ergebnissen

moderner Wissenschaft und fand in ihnen eine Quelle neuer Poesie.

Inzwischen hatte eine neue Übersetzung von Percy's *Reliques* die Blicke wieder auf die englisch-schottische Volkspoesie gelenkt, die schon früher einmal, zur Zeit Herders und Bürgers, die Entwicklung der deutschen Lyrik bedeutend gefördert hatte. Von den alten Liedern begeistert, dichtete MORITZ GRAF STRACHWITZ seine Meisterballade *Das Herz von Douglas*, die Fontanes Bewunderung erregte und von ihm »jenen epochemachenden Gedichten à la Lenore« zugezählt wurde, »von denen jede Literatur überhaupt nur ein paar Nummern aufzuweisen hat«. THEODOR FONTANE las bald danach nicht nur Percy's Sammlung sondern auch Walter Scott's *Minstrelsy of the Scottish Border* und bekannte, daß diese zwei Bücher auf Jahre hin seine Richtung und seinen Geschmack bestimmten. Sein *Archibald Douglas* ist ein prächtiges Seitenstück zu der Douglas-Ballade des Grafen Strachwitz, mit ihr verwandt durch den schottischen Stoff, die gleiche Strophenform und denselben energischen Schwung der Sprache. Ein mehrjähriger Aufenthalt in England vertiefte Fontanes Kenntnis der englischen Geschichte und regte ihn zu einer Reihe historischer Balladen mit englischem Hintergrunde an. Später wandte er sich der deutschen Vergangenheit zu und suchte seine Helden mit Vorliebe unter den Generälen und Grenadieren Friedrichs des Großen.

Drei Jahre nach dem *Archibald Douglas*, im Sommer 1864, erschienen *Zwanzig Balladen von einem Schweizer*. Sie waren das Erstlingswerk CONRAD FERDINAND MEYERS, der damals schon im reifen Mannesalter

stand. Erst nach langem Zögern, wiederholtem Umarbeiten und rastlosem Feilen hatte er sich zu ihrer Herausgabe entschlossen. Als sie gedruckt vorlagen, genügten sie ihm bereits nicht mehr, und er begann sie aufs neue von Grund aus umzugestalten, sodaß ihre endgültige Fassung, die 1882 erschien, mit der ersten oft nur den Stoff aber sehr wenig in der Form gemein hat. Vor allem preßte er die Erzählung stark zusammen, indem er alles Nebensächliche strich und, die Vorgeschichte nur andeutend, sofort mitten in der Handlung einsetzte. So kürzte er die Ballade *Der gleitende Purpur* von ursprünglich vierundachtzig Zeilen zu zweiundfünfzig und den *Ritt in den Tod* sogar von vierundachtzig zu vierzehn. Dadurch entstand eine Gedrungenheit der Darstellung, die anfangs das Verständnis etwas erschwert, aber dafür desto dauernder interessiert. Auch die übrige Lyrik Meyers erschließt ihre Schönheit nicht leicht beim ersten Lesen. Der knappe Stil, die gedrängten Gedanken und ihre eigentümliche Verkettung mit kurz geschilderten Erlebnissen oder Naturbildern stellen an den Leser oft hohe Anforderungen. So einfache Gedichte wie *Lenz Triumphator* oder *Abendwolke* sind Ausnahmen.

Das Jahrzehnt nach dem Kriege von 1870 zeigte auf dem Gebiete der Literatur eine betrübliche Verflachung des Geschmacks. Hand in Hand mit der energischen Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse, dem Einsetzen aller Kräfte in wirtschaftlichen Unternehmungen, dem Jagen nach raschem Erwerbe ging das Verlangen nach oberflächlicher Unterhaltung. Das Verständnis für echte Poesie ging rasch zurück. Während Mörike, Keller, Storm und Meyer nur einen kleinen Leserkreis fanden,

erlebten die süßlich sentimentalen Gedichte schwächlicher Nachahmer Heines und Geibels Auflage nach Auflage. Eng verbunden mit diesem Niedergange des Geschmacks war eine auffallende Armut an neuen selbständigen Talenten.

Erst im Jahre 1883 trat ein Dichter hervor, der das große Erbe der Vergangenheit wieder zu mehren vermochte: DETLEV VON LILIENCRON. Er hatte sich als Offizier im französischen Feldzuge ausgezeichnet, war aber bald nachher aus der Armee ausgetreten und gab nun in einer Sammlung von Gedichten mit dem militärischen Titel *Adjutantenritte* seine Erinnerungen an sein Soldatenleben in Krieg und Frieden: an lange Märsche in Schritt und Tritt, an den Opfermut der Kameraden und Feinde, an einsame Nächte auf gefährlichen Posten, an Schlachtgetümmel und Massensturm, an Siegesjubel und Todesschauer. Lichte Bilder wechseln mit grausigen, und neben der Freude des Soldaten an seinem Berufe spricht doch auch die wehmütige Klage über die im Kampfe der Völker vergeudeten Kräfte. Später erweiterte Liliencron seinen Stoffkreis und bewährte sich besonders als ebenbürtiger Nachfolger der Annette Droste und Theodor Storms in der Schilderung der norddeutschen Heidelandschaft. Er übernahm die realistische Kunst der Droste und Gottfried Kellers, übertraf aber beide an lyrischem Empfinden. In der Ballade kann er als Fortsetzer des Grafen Strachwitz und Fontanes gelten. So viel er aber auch von seinen Vorgängern lernte, so bildete er sich doch bald einen durchaus eigenen Stil. Seine Sprache ist frisch und natürlich, knapp und klar. Immer das Charakteristische betonend, zeichnet er seine

lebensvollen Bilder oft mit wenigen keck gezogenen Strichen und sicher gesetzten Punkten.

Bald nach Liliencrons Auftreten entstand eine literarische Bewegung, die uns heute wie eine Wiederholung des *Sturm und Dranges* am Ende des vorausgehenden Jahrhunderts erscheint. Wie damals verwarf man alle hergebrachten Regeln und predigte Rückkehr zur Natur. Die Lehren Rousseau's nährten jene, Friedrich Nietzsche war der Philosoph dieser. Damals hieß die Losung »Original um jeden Preis!«, diesmal »Wahrheit um jeden Preis!« Man verlangte eine bis ins einzelnste getreue Darstellung der Wirklichkeit und einen engeren Anschluß an das Leben der Zeit, namentlich an ihre sozialen Kämpfe und Leiden. Lange schien es, als könne diese Bewegung nur zerstörend wirken. Dann aber erstanden in den Reihen der jungen Stürmer eine Anzahl Dichter, deren Schöpfungen durch ihre überraschende Kraft und Eigenart zu neuer Hoffnung berechtigten. Und so bekehrten sich auch schroffe Gegner zu dem Glauben, daß dieser neue Sturm und Drang wie der des achtzehnten Jahrhunderts hinaufführen werde zu einer Blütezeit deutscher Dichtung.

Die Lebenskraft und Originalität der jüngsten deutschen Lyrik sind auch von ausländischen Kritikern anerkannt worden, mit besonders warmen Worten von Professor J. G. Robertson: »In all ages of German literature«, schreibt er[1], »the lyric is the supreme test of vitality. If there is a living lyric poetry, then all is well; for the lyric is the quintessence of the German literary

[1] J. G. Robertson, *The Literature of Germany*, Home University Library, London, 1913.

spirit. And the best testimony to the genuineness and power of the literary revival of our time in Germany is the abundance of lyric poetry it has produced. Indeed this lyric revival is the most encouraging sign of all; for in no field did the outlook seem less promising for the young reformers of the eighties than just here. Behind them lay an enormous body of lyric poetry, richer and more varied than any other lyric in the world. And yet in spite of this over-abundant tradition—in spite of the fact that lyric poetry deals with a comparatively small range of emotions which are practically the same in all ages; in other words, that it had no novelty of matter to offer—the German lyric of our time has struck out new lines.«

Die Entwicklung der deutschen Lyrik behandeln:

Heinrich Spiero, *Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius*, Leipzig, 1909.

Philipp Witkop, *Die neuere deutsche Lyrik*, Leipzig, 1. Band 1910, 2. Band 1913.

Richard Findeis, *Geschichte der deutschen Lyrik*, Sammlung Göschen, Leipzig, 1914.

John Lees, *The German Lyric*, London, 1914.

Charakteristiken einzelner Lyriker gibt:

Alfred Biese, *Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker*, Berlin, 1896.

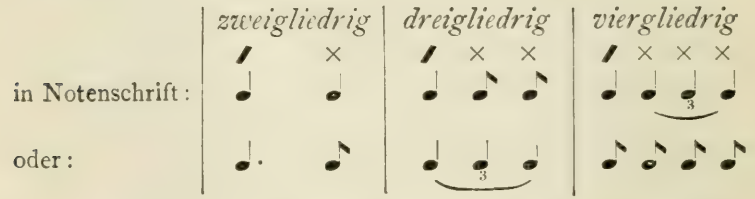
ABRISS DER DEUTSCHEN VERSLEHRE

Die Beispiele sind aus Gedichten dieser Sammlung genommen. Auf die Gedichte wird in ( ) hingewiesen, zum Beispiel: (SCHILLER, 63. i, 1) = Schillers Gedicht No. 63, erste Strophe, erste Zeile. Die gebrauchten Abkürzungen sind auf Seite 357 erklärt.

Der Rhythmus deutscher Gedichte entsteht durch den geregelten Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben (Hebungen und Senkungen).

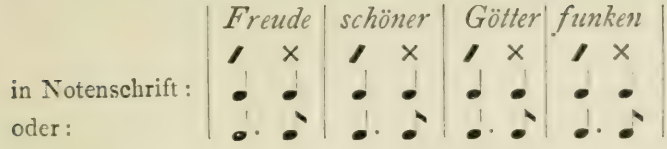
Der kleinste rhythmische Abschnitt ist der **Takt**. Er besteht aus einer Hebung und einer schwankenden Zahl von Senkungen. Die Hebung beginnt den Takt.

Bezeichnet man die Hebung mit /, die Senkung mit ×, so läßt sich die Gliederung der Takte wie folgt darstellen:



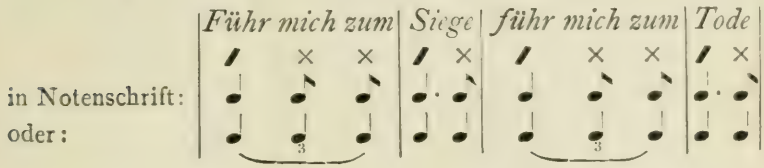
Durch die Verbindung von zwei oder mehreren Takten entsteht der **Vers**. Die Takte eines Verses brauchen in ihrer Gliederung nicht übereinzustimmen, müssen aber in ihrer Zeitdauer einander gleichwertig sein, so daß die Hebungen in gleichen Zeitabständen auf einander folgen.

(*a*) *gleich gegliederte Takte*:



(SCHILLER, 63. i, 1.)

(*b*) *ungleich gegliederte Takte*:



(KÖRNER, 124. ii, 2.)

Die Gleichheit der Zeitabstände von Hebung zu Hebung ist ebenso wesentlich für den Rhythmus deutscher Gedichte wie die Abwechslung der Betonung. Kraft und Zeit also sind seine wesentlichen Elemente.

Auch in der Prosa wechseln stärker und schwächer betonte Silben, aber dieser Wechsel ist nicht so geregelt wie im Verse. Prosa läßt sich nicht in Takte von gleicher Dauer zerlegen, und ihre stärker betonten Silben sind nicht gleichweit von einander entfernt.

Der Musiker kann jede beliebige Note an die erste, stärker betonte Stelle des Taktes setzen; der Dichter dagegen ist durch die natürliche Wortbetonung beschränkt, am meisten bei den zwei- und mehrsilbigen Wörtern, in denen die Betonung festgelegt ist. Freier kann er mit einsilbigen Wörtern schalten; und da die Tonstärke der Taktsilben nur eine relative ist, so kann er gelegentlich auch eine schwach betonte Silbe als Hebung

verwenden, wenn sie zwischen noch schwächer betonten Silben steht, wie im dritten Takte des folgenden Verses:

Welch ent	*setzli*	*ches Ge*	*wässer*
/ ×	/ ×	/ ×	/ ×

(GOETHE, 57. vii, 3.)

Schwach betonte Silben vor der ersten Hebung eines Verses bilden den **Auftakt**:

Ich	*hatt' einen*	*Kame*	*raden*
×	/ ××	/ ×	/ ×

(UHLAND, 95. i, 1.)

Eine	*Kugel*	*kam ge*	*flogen*
××	/ ×	/ ×	/ ×

(UHLAND, 95. ii, 1.)

Der Auftakt ist ein unvollständiger Takt, in dem die Hebung fehlt und durch eine Pause (—) ersetzt ist:

Es	*kann mir*	*nichts ge*	*schehen,*
Als	*was er*	*hat ver*	*sehen*
— ×	/ ×	/ ×	/ ×

(FLEMING, 8. iii, 1, 2.)

Im letzten Takte des Verses kann die Senkung fehlen und durch eine Pause (—) ersetzt werden:

Leise	*zieht durch*	*mein Ge*	*müt*
/ ×	/ ×	/ ×	/ —
Liebli	*- ches Ge -*	*läute*	
/ ×	/ ×	/ ×	

(HEINE, 152, i.)

Mein	*Vater mein*	*Vater und*	*siehst du nicht*	*dort*
×	/ × ×	/ × ×	/ × ×	/ —
	Erlkönigs	*Töchter am*	*düstern*	*Ort*
	/ × ×	/ × ×	/ ×	/

(GOETHE, 48, vi.)

Oft aber ist das Fehlen der Senkung im letzten Verstakte nur scheinbar, da er durch den Auftakt des nächsten Verses ergänzt wird:

Mein	*Vater mein*	*Vater und*	*hörest du*	*nicht*
×	/ × ×	/ × ×	/ × ×	/
Was	*Erlen -*	*König mir*	*leise ver*	*spricht*
×	/ ×	/ × ×	/ × ×	/

(GOETHE, 48, iv.)

Im Innern des Verses fehlen die Senkungen bei neueren Dichtern nur selten, häufig aber in Volksliedern und der älteren Dichtung, so zum Beispiel in Luthers 'Ein feste Burg' (1, i, ii, iii) im zweiten Takte der folgenden Verse:

Der	*alt*		*böse*	*Feind*
×	/	–	/ ×	/
Mit	*Ernst*		*er's itzt*	*meint*
×	/	–	/ ×	/

Er	*heißt*		*Jesus*	*Christ*
×	/	–	/ ×	/
Der	*Herr*		*Zeba -*	*oth*
×	/	–	/ ×	/

Der	*Fürst*		*dieser*	*Welt*
×	/	–	/ ×	/

Beispiele für das Fehlen der Senkungen im Innern des Verses bei neueren Dichtern sind:

Die	*Ströme des*	*Lichts*	*rauschten*
×	/ × ×	/ –	/ ×

(KLOPSTOCK, 25. iii, 3.)

Den	*Dank*	*Dame be*	*gehr' ich*	*nicht*
×	/ –	/ × ×	/ ×	/

(SCHILLER, 68. vii, 9.)

Liest man die Verse eines Gedichtes mit scharfer Betonung der Hebungen und genauer Einhaltung der gleichen Zeitabstände von Hebung zu Hebung, so nennt

man dies *Skandieren*. Es legt gleichsam das Gerippe der Verse bloß und ist so für das Verständnis ihres mechanischen Baus nützlich. Es entspricht in der Musik etwa dem streng rhythmischen, taktfesten Spielen eines Marsches oder Tanzes. Wie man aber beim künstlerischen Vortrage eines Musikstückes den Rhythmus gleichsam nur durchschimmern läßt, ihn durch Ausdruck, sinngemäßes Phrasieren und Wechsel des Tempos etwas verdeckt, so wird man auch beim Vorlesen eines Gedichtes, den Rhythmus nur andeutend, mehr nach dem Sinne betonen, der Bedeutung nach zusammengehörige Wörter enger verbinden und das Zeitmaß bald beschleunigen, bald verlangsamen.

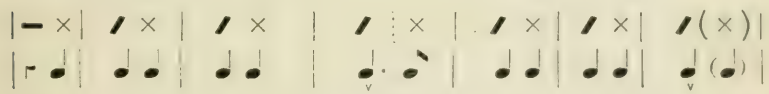
Das natürliche Gefühl für den Rhythmus des deutschen Verses ist wiederholt durch ausländische Einflüsse gestört worden; und der Glaube, daß Regeln, die in der Natur ganz anders gearteter Sprachen begründet sind, sich auch auf das Deutsche anwenden lassen, hat die Anschauungen über den deutschen Versbau vielfach beeinträchtigt.

Schon die Dichter des späteren Mittelalters suchten nach französischem Vorbilde ihren Versen eine gleiche Silbenzahl zu geben, indem sie nur gleichgegliederte Takte mit einander verbanden. Da man dann die Silbenzahl als das Wesentliche betrachtete, so kam man zum bloßen Zählen der Silben im Verse ohne Rücksicht auf ihre Betonung.

Erst Martin Opitz verschaffte dem Grundsatze, daß im Deutschen Wort- und Verston übereinstimmen müssen, wieder allgemeine Anerkennung. Leider aber verlangte er auch regelmäßige Abwechslung von Hebung und Senkung oder Senkung und Hebung, und wollte nur

zweigliedrige Takte gelten lassen. Wie früher die feste Silbenzahl der Verse, so wurde nun die Forderung nur zweigliedriger Takte zum Prinzip erhoben. Seine Richtigkeit wurde wohl von manchem bezweifelt, und selbst zeitgenössische Dichter, unter anderen Simon Dach in seinem 'Ännchen von Tharau' (6), machten sich gelegentlich von seinem Zwange frei, im allgemeinen aber herrschte in der Kunstdichtung die starre Einförmigkeit des Rhythmus bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Nur das Volkslied bewahrte die alte Tradition, die zwar gleichwertige aber nicht gleich gegliederte Takte im Verse verlangte.

Opitz empfahl besonders die Nachahmung des französischen ALEXANDRINERS, und so erfreute sich ein diesem nachgebildeter Vers über hundert Jahre lang allgemeiner Beliebtheit. Der deutsche Alexandriner hat stets einsilbigen Auftakt und sechs zweigliedrige Takte, im Ganzen also sieben Takte. Da die Senkung des letzten Taktes fehlen kann, so besteht der Vers entweder aus dreizehn oder zwölf Silben. Im dritten Takte werden Hebung und Senkung stets von zwei getrennten Wörtern getragen, so daß nach der sechsten Silbe ein regelmäßig wiederkehrender Einschnitt entsteht und der Vers in zwei Hälften zerfällt:



Was | jetzund | prächtig | blüht | soll | bald zer|treten | werden |
(Gryphius, 9. ii, 1.)

Zwei|Hälften| machen |zwar | ein | Ganzes | aber | merk
(Rückert, 122. v, 1.)

Gleim (24) und Geibel (208) verbinden den Alexandriner mit kürzeren Versen, wodurch seine ermüdende Eintönigkeit gemildert wird.

Im siebzehnten Jahrhunderte wurde es üblich, antike Terminologie auf den deutschen Versbau anzuwenden. Man sprach von Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapästen, und zerlegte die Verse in 'Füsse', was bei Versen mit Auftakt zu einem unnatürlichen Zerreißen der Wörter führte.

Einen Vers wie den folgenden, der nach unsrer Auffassung aus einem Auftakte und drei Takten besteht, nannte man einen 'hyperkatalektischen dreifüßigen Jambus' und zerlegte ihn so:

In al	*len mei*	*nen Ta*	*ten*
× /	× /	× /	×

anstatt:

In	*allen*	*meinen*	*Taten*	
×	/ ×	/ ×	/ ×	(Fleming, 8. i, 1.)

Diese Auffassung wird noch heute von vielen geteilt, so daß man zum Beispiel die folgenden Verse Schillers, mit Zerreißung der Wörter, in jambische und anapästische Füße zerlegt:

Zu Aá|chen in seí|ner Kaí|serprácht (73. i, 1.)
Und ein Rích|ter war wíe|der auf Ér|den (73. ii, 7.)

anstatt:

Zu | Aáchen in | seíner Kaíser| prácht
Und ein | Ríchter war | wíeder auf | Érden.

Aus England wurde der BLANKVERS eingeführt und durch Lessing eingebürgert. Er ist ein fünftaktiger Vers mit Auftakt; im letzten Takte kann die Senkung fehlen.

Lessing gebraucht fast immer einsilbigen Auftakt und, vom Versschluß abgesehen, nur zweigliedrige Takte:

Es	*eifre*	*jeder*	*seiner*	*unbe*	*stochnen,*
×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×
Von	*Vorur*	*teilen*	*freien*	*Liebe*	*nach!*
×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ –

(Lessing, 26. Seite 38, 1.)

Der Rhythmus würde sehr einförmig werden, wenn nicht durch das Hinübergreifen des letzten Taktes in den nächsten Vers ('Enjambement') häufig dreigliedrige Takte entstünden:

Der	*Richter*	*sprach: 'Wenn*	*ihr mir*	*nun den*	*Vater*
×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×
Nicht	*bald zur*	*Stelle*	*schafft, so*	*weis' ich*	*euch*
×					

(Lessing, 26. Seite 36, 28.)

Die späteren Dichter, namentlich Schiller, behandeln den Blankvers freier. Sie mischen dreigliedrige Takte mit den zweigliedrigen, gebrauchen zweisilbigen Auftakt oder lassen ihn ganz fort und lassen gelegentlich die Senkung auch im Innern des Verses fehlen:

Ihr	*sehet*	*diesen*	*Hut,*	*Männer von*	*Uri!*
×	/ ×	/ ×	/ –	/ × ×	/ ×

(Tell, 393.)

Euer	*Staub wird*	*ruhn in*	*einem*	*freien*	*Lande*
× ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×

(Tell, 2402.)

Meine Ge	*danken*	*waren*	*rein von*	*Mord*	
/ × ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ –	

(Tell, 2570.)

Zweimal	*litt ich den*	*Mutter*	*schmerz um*	*dich!*
/ ×	/ × ×	/ ×	/ ×	/ –

(Tell, 3095.)

Klopstock suchte größere Abwechslung und freiere Bewegung des Rhythmus durch die Nachbildung antiker Verse zu gewinnen, konnte aber trotz der Nachfolge Höltys, Hölderlins (76, 78) und anderer nur dem Hexameter dauernde Geltung verschaffen. Der deutsche HEXAMETER ist ein Sechstakter ohne Auftakt. Der sechste Takt ist zweigliedrig, der fünfte dreigliedrig; die übrigen Takte können zwei- oder dreigliedrig sein:

Willst du dich	*selber er*	*kennen so*	*sieh wie die*	*andern es*	*treiben*
/ × ×	/ × ×	/ × ×	/ × ×	/ × ×	/ ×

(Schiller, 75. i, 1.)

Satt gehn	*heim von*	*Freuden des*	*Tags zu*	*ruhen die*	*Menschen*
/ ×	/ ×	/ × ×	/ ×	/ × ×	/ ×

(Hölderlin, 77. 3.)

Der PENTAMETER ist trotz seines Namens ebenfalls ein Sechstakter. Er unterscheidet sich vom Hexameter durch das Fehlen der Senkung im dritten und sechsten Takte und durch die notwendige Dreigliedrigkeit nicht nur des fünften sondern auch des vierten Taktes:

Und Ge	*winn und Ver*	*lust*	*wäget ein*	*sinniges*	*Haupt*
/ ×	/ × ×	/ –	/ × ×	/ × ×	/ –

(Hölderlin, 77. 4.)

Er wird nie für sich allein gebraucht, sondern nur mit dem Hexameter zum *Distichon* (75, 77, 200) verbunden. Das Schema ist dann:

/ × (×)	/ × (×)	/ × (×)	/ × (×)	/ × ×	/ ×
/ × (×)	/ × (×)	/ –	/ × ×	/ × ×	/ –

1

Klopstock blieb bei der Nachbildung der im Altertum üblichen Verse nicht stehen, sondern schuf sich durch verschiedenartige Anordnung der darin gebrauchten zwei-, drei- oder viergliedrigen Füße neue Versformen und kam so endlich zu seinen FREIEN RHYTHMEN, in denen verschieden gegliederte Takte verbunden werden, die Senkungen zuweilen ausfallen, und der Auftakt ein- oder mehrsilbig sein oder auch fehlen kann. 'Die Frühlingsfeier' (25) ist in solchen freien Rhythmen geschrieben. Die Befreiung von dem Zwange der Regel wurde mit Begeisterung begrüßt, und Goethe (45, 47, 49, 50), Schiller (62), Hölderlin (79), später auch noch Heine (151) und Mörike (182), haben solche freie Verse benützt. Ihre antike Abstammung verrät sich auch dadurch, daß sie anfangs nur reimlos gebraucht wurden. Erst nachdem sie sich eingebürgert hatten, wurden sie auch durch Reime verbunden, so zum Beispiel von Goethe in 'Wandrers Nachtlied' (46), von Schiller im 'Handschuh' (63), von Eichendorff in der 'Frühlingsdämmerung' (117) und von Mörike im 'Lied vom Winde' (172).

Zu dem Beispiele Klopstocks gesellte sich Herders nachdrücklicher Hinweis auf das Volkslied, in dem er zwar 'singbare Takte aber keine Versfüße' entdecken konnte. In den Liedern, die er sammelte, fand man zwei- und dreigliedrige Takte in freier Folge, den Auftakt bald einsilbig, bald zweisilbig, bald ausgelassen:

Da	*tanzen die*	*Elfen auf*	*grünem*	*Land,*			
×	/ × ×	/ × ×	/ ×	/ –			
	Erlkönigs	*Tochter*	*reicht ihm die*	*Hand,*			
	/ × ×	/ ×	/ × ×	/ –			

(Herder, 29, ii.)

Ein		*Hemd von*		*Seide so*			*weiß und*		*fein,*		
×		/	×	/	×	×	/	×	/		
Meine		*Mutter*		*bleichts mit*			*Monden -*		*schein.*		
×	×	/	×	/		×	/	×	/	–	

(HERDER, 29, vi.)

Damit war die Herrschaft der von Opitz aufgestellten Regel endgültig gebrochen und der Weg zum natürlichen deutschen Rhythmus wiedergefunden.

Goethes früheste Gedichte stehen noch unter der starren Regel, auch der Rhythmus des 'Heidenrösleins' (35) hat sich ihr fügen müssen; aber in 'Willkommen und Abschied' (36) begegnen wir bereits Versen (iii, 1–3), die sich gegen ihren Zwang sträuben. In dem nächsten Gedichte 'Mit einem gemalten Bande' (37), in dem Goethe überhaupt in die anakreontische Weise seiner Frühzeit zurückfällt, ist die Regel wieder gewahrt, im 'Mailied' (38) dagegen wird sie von den schwellenden Rhythmen und übergreifenden Takten zersprengt. Im 'Veilchen' (39) stehen mehrere dreigliedrige Takte (z. B. i, 4), und im 'König von Thule' (40) ist das neue Prinzip vollständig durchgedrungen. Man vergleiche die folgenden Verse:

Es		*war ein*		*König in*			*Thule*				
×		/	×	/	×	×	/	×			
Einen		*goldnen*		*Becher*			*gab*				
×	×	/	×	/		×	/	–			

und beachte den viergliedrigen Takt und das Fehlen des Auftaktes in iii, 2:

		Zählt er seine				*Städt' im*			*Reich*		
		/	×	×	×	/		×	/	–	

Die Verse nach Opitzens Regel blieben aber auch ferner im Gebrauch und finden sich bei fast allen Dichtern bis in die neueste Zeit. Man vergleiche, um nur einige Beispiele herauszugreifen, Schillers 'Taucher' (67) und 'Ring des Polykrates' (69), oder das Lied 'An die Freude' (63) und 'Hoffnung' (71), Uhlands 'Kapelle' (92) und 'Schloß am Meer' (94), oder 'Bertran de Born' (107) und 'Taillefer' (105), oder Heines 'Aus alten Märchen' (144) und 'Lorelei' (145).

Je größer die Zahl der dreigliedrigen Takte im Verse, desto beweglicher ist sein Rhythmus. Frühe Beispiele von Versen mit vorwiegend dreigliedrigen Takten bieten außer dem schon erwähnten 'Ännchen von Tharau' (6) noch 'Der Mai' (17) von Hagedorn und 'Der Kaiser und der Abt' von Bürger (31); aus späterer Zeit gehören hierher 'Die Soldatenbraut' von Mörike (179), 'Der Ritt in den Tod' von Meyer (234) und Blütl·gens 'Ach wer doch das könnte!' (249). Zuweilen wechseln zwei- und dreigliedrige Takte nicht in beliebiger Folge sondern in bestimmter Ordnung, wie z. B. in Hebbels 'Abendgefühl' (192) und Liliencrons 'Siegesfest' (252). Vorwiegend drei- und viergliedrige Takte neben nur wenigen zweigliedrigen haben die Verse in Geibels 'Der Mai ist gekommen' (201), die dadurch eine rasche, vorwärts drängende Bewegung erhalten:

Der		*Mai ist ge*		*kommen,*		*die*		*Bäume schlagen*				*aus,*			
×		/	×	×	/	×	×	/	×	×	×	/			
Da		*bleibe wer*			*Lust hat, mit*			*Sorgen*		*zu*		*Haus!*			
×		/	×	×	/	×	×	/	×		×	/			
Wer		*weiß wo in der*			*Ferne mein*			*Glück mir noch*				*blüht.*			
×		/	×	×	×	/	×	×	/		×	×	/		

Der Charakter des Verses beruht ferner nicht nur auf dem Fehlen oder Stehen und der Form des Auftaktes, auch nicht nur auf der Form und Anordnung der Takte, sondern auch auf der Zahl derselben, und so sieht man, welche reiche Mannigfaltigkeit im Versbau möglich ist.

DER ABSCHLUSS DES VERSES wird für das Auge durch Absetzen der Zeilen, für das Ohr meist durch einen Sinnesabschnitt und eine rhythmische Pause kenntlich gemacht:

Füllest	*wieder*	*Busch und*	*Tal*
/ ×	/ ×	/ ×	/ –
Still mit	*Nebel-*	*glanz*	
/ ×	/ ×	/ –	

(GOETHE, 43, i.)

Er	*träumt von*	*einer*	*Palme,*
×	/ ×	/ ×	/ ×
Die	*fern im*	*Morgen*	*land*
– ×	/ ×	/ ×	/ –

(HEINE, 143, ii.)

Ännchen von	*Tharau ist*	*die mir ge-*	*fällt,*
/ × ×	/ × ×	/ × ×	/ –
Sie ist mein	*Leben, mein*	*Gut und mein*	*Geld.*
/ × ×	/ × ×	/ × ×	/ –

(DACH, 6, i.)

Der Abschluß des Hexameters wird durch die ständige Endung | / × × | / × | deutlich markiert. Noch ein anderes Mittel den Versschluß auch für das Ohr erkennbar zu machen ist der Reim.

REIM nennt man die lautliche Übereinstimmung zweier Wörter vom betonten Vokale an. 'Arbeit : Geleit' oder 'strebet : Gebét' sind keine Reime, wohl aber 'Nacht : Pracht', 'Hügel : Flügel', 'geboren : verloren', 'Sterblichen : verderblichen'.

Ein wesentliches Element ist die Verschiedenheit der Konsonanten, die dem betonten Vokale vorausgehen. Beginnt das eine Reimwort mit einem Vokale, so muß das andere mit einem Konsonanten beginnen: 'Ohr : Tor', 'Erden : werden'. Der musikalische Reiz des Reimes liegt also in dem nur teilweisen Zusammenstimmen der Wörter, in der Verbindung von gleichen und ungleichen Lauten. Die Verbindung von zwei lautlich ganz gleichen Wörtern (Herz : Herz, Wirt : wird) entbehrt diesen Reiz und ist kein eigentlicher Reim.

Der Reim heißt rein, wenn die lautliche Übereinstimmung der Wörter vom betonten Vokale an eine genaue ist, er heißt unrein, wenn die Übereinstimmung ungenau ist. 'Feld : Welt : erhellt : fällt' sind reine Reime, ebenso 'Hain : mein', 'hehr : Meer', 'oft : hofft', 'klar : Haar', 'Moos : Los : groß'. Unreine Reime dagegen sind 'groß : floß', 'doch : hoch', 'Herz : Erz', denn der Laut, nicht die Schreibung entscheidet.

Im sechzehnten Jahrhunderte erlaubte man sich große Freiheit in bezug auf die Reinheit der Reime. Luther reimte nicht nur 'Gott : Not' sondern auch 'Waffen : betroffen' (1, i). Opitz verlangte reine Reime, verband aber selber 'Glück : Blick' (4, i), 'Brüder : Lieder', 'studieren : führen', ja sogar 'können : Sinnen'. Reinheit des Reims ist theoretisch immer wieder gefordert worden, obwohl sie kaum ein Dichter von Luther bis Liliencron stets beobachtet hat. Goethe reimt 'Eiche : Gesträuche', 'Freude : Seite' (36), 'Blätter : Götter', 'Flügel : Spiegel' (37); Schiller 'sieben : üben', 'gerissen : Füßen', 'Gewinst : Dienst', 'Töchter : Geschlechter'; Heine 'wild : brüllt', 'Blick : zurück', 'saß : blaß' (140),

'bedeuten : Zeiten', 'Weh : Höh' (145); Storm 'christlich : unverwüstlich' (212), 'Gesträuch : Zweig' (213). Manche dieser Reime, die in der heutigen Bühnenaussprache unrein sind, waren in der mundartlichen Aussprache der Dichter vollkommen rein, aber es bleiben viele unreine Reime, die sich nicht so erklären lassen, namentlich solche, die bei Dichtern aus den verschiedensten Teilen Deutschlands vorkommen. Man wird finden, daß die melodische Wirkung von Gedichten wie Goethes 'Willkommen und Abschied' (36) oder Heines 'Lorelei' (145) durch die unreinen Reime sich eher erhöht als vermindert. Auch genügt das Beispiel von Heines 'Leise zieht durch mein Gemüt' (152), um zu zeigen, daß Gedichte mit nur unreinen Reimen einen besonders starken musikalischen Reiz besitzen können. Also wird man wohl zugeben müssen, daß auch solche Reime ihre Berechtigung haben. Auch sie entsprechen dem Wesen des Reims, das in der Verbindung gleicher und ungleicher Klänge besteht.

Nach der Silbenzahl der reimenden Wörter teilt man die Reime in stumpfe oder männliche ('Arm : warm'), klingende oder weibliche ('Träume : Schäume') und gleitende ('sonnige : wonnige'). Stumpfe Reime werden im Folgenden durch a : a, b : b etc., klingende durch $a^2 : a^2$, $b^2 : b^2$ etc., gleitende durch $a^3 : a^3$, $b^3 : b^3$ etc., bezeichnet werden.

Gelegentlich reimen auch Wörter innerhalb desselben Verses (Binnenreime), so z. B. in Heines 'Childe Harold' (155) immer im ersten und dritten Verse der Strophe — 'starke : Barke', 'vermummten : verstummten', etc.

ASSONANZ nennt man die Übereinstimmung zweier

Wörter in ihren betonten Vokalen bei Ungleichheit der übrigen Laute, z. B. in Rückerts 'Barbarossa' (119) — 'Barbarossa : Schlosse', 'gestorben : verborgen', 'Flachse : gewachsen', 'Raben : schlafen'; auch bei Eichendorff (109) — 'Grunde : verschwunden', (118) — 'Himmel : Schimmer'.

Durch die Verbindung von zwei oder mehreren Versen entsteht die **Strophe.** Der Charakter der Strophe wird bestimmt durch die Form, Anordnung und Zahl ihrer Verse.

In bezug auf ihre Form (Bau und Zahl der Takte) brauchen die Verse einer Strophe nicht übereinzustimmen, doch ist die Form der durch Reim verbundenen Verse meist gleich, z. B. in der folgenden Strophe:

Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter. (HÖLTY, 33, i.)

Ausnahmen sind zu beachten. In der Strophe von Schillers 'Taucher' (67) zum Beispiel hat der zweite Vers stets einen Takt weniger als der vierte, obwohl sie durch Reim verbunden sind, ebenso in der Strophe von Mörikes 'Abendlied' (192); und in Mörikes Gedicht 'Neue Liebe' (181) sind die reimenden Verse ganz verschieden.

In bezug auf ihre Anordnung können die reimenden Verse gepaart (a a b b) sein, gekreuzt (a b a b), einander umschließend (a b b a) oder verschiedenartig verschränkt (a b c a b c oder a b c c b, etc.); auch können sie durch reim-

lose Verse unterbrochen werden (a b c a oder a b c b, etc.). Zuweilen wird derselbe Reim durch alle Verse der Strophe durchgeführt (a a a a), zum Beispiel in Kellers 'Abendlied' (221) und Meyers 'Mit zwei Worten' (235); ähnlich in den Strophen von Uhlands 'Bertran de Born' (107), in denen reimlose Verse mit gleich reimenden abwechseln (a b c b d b e b).

In bezug auf die Anordnung ist ferner zu beachten, daß oft mehrere Verse zu engeren Gruppen innerhalb der Strophen zusammengeschlossen werden, so daß die Strophen in zwei oder mehr Teile zerfallen. Diese Gruppen werden durch Pausen von einander getrennt. Stehen bereits Pausen zwischen den einzelnen Versen, so sind die Pausen zwischen den Gruppen entsprechend größer. Zweiteilig sind unter anderen die Strophen in Heines 'Wo', 'Leise zieht durch mein Gemüt', 'Aus alten Märchen winkt es'; dreiteilig die in Goethes 'Sänger'; vierteilig die in Schillers 'Graf von Habsburg'. Die folgenden Schemata je einer Strophe dieser Gedichte mögen dies deutlich machen.

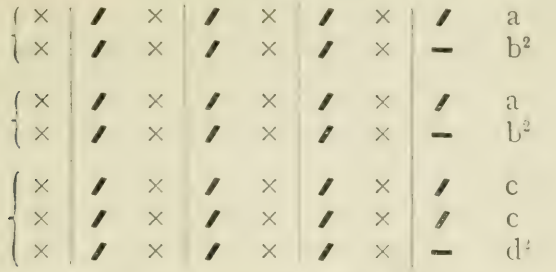
Heine, '*Wo wird einst des Wandermüden*' (156, i).

/	×	/	×	/	×	/	×	a^2
/	×	/	×	/	×	/	–	b
/	×	/	×	/	×	/	×	a^2
/	×	/	×	/	×	/	–	b

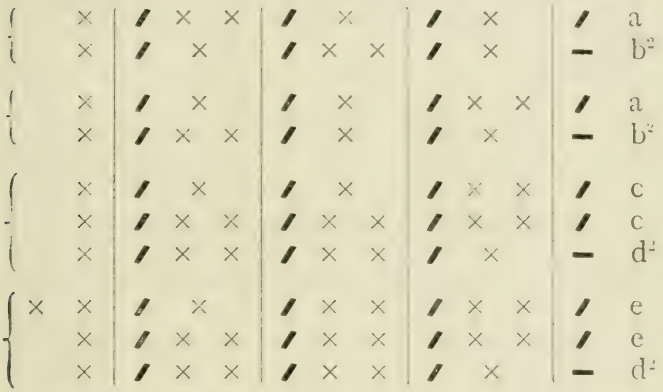
Heine, '*Leise zieht durch mein Gemüt*' (152, i).

/	×	/	×	/	×	/	–	a
/	×	/	×	/	×	–	–	b^2
/	×	/	×	/	×	/	–	a
/	×	/	×	/	×	–	–	b^2

Goethe, '*Er setzt' ihn an, er trank ihn aus*' (51, vi).



Schiller, '*Zu Aachen in seiner Kaiserpracht*' (73, i).



Das Ende der Strophe fällt in der Regel mit einem größeren Sinnesabschnitt (Satzende) zusammen. Nur in ganz vereinzelten Fällen, z. B. in Goethes 'Mailied' (38) und Storms 'Einer Toten' (215), greift ein Satz von einer Strophe in die nächste über.

DER ABSCHLUSS DER STROPHE kann außerdem durch die Form markiert werden, z. B. durch Verlängerung des letzten Verses (80, 173, 192), durch Verkürzung des letzten Verses (208, 238), durch Auftakt im letzten Verse bei sonst auftaktlosen Versen (11), durch den sogenannten Refrain oder Kehrreim, das heißt die Wiederholung

desselben oder eines ähnlichen Verses am Ende jeder Strophe (100, 180, 256; 108, 121, 170, 211, 247, 249), durch reimlosen Schlußvers bei sonst reimenden Versen (1, 51), und endlich durch die Anordnung der Reime. Das letztere Mittel gebraucht Schiller in den Strophen des Gedichtes 'Hoffnung' (71), in denen er auf gekreuzte Reime ein abschließendes Reimpaar folgen läßt (a b a b c c), und noch wirkungsvoller im 'Taucher' (67), dessen Strophen er nach gekreuzten stumpfen Reimen mit einem klingenden Reimpaare abschließt ($a\,b\,a\,b\,c^2\,c^2$). Besonders lehrreich in dieser Beziehung ist eine Vergleichung von Goethes 'Fischer' (44) und 'Schatzgräber' (55). Die Strophe des ersteren hat nur stumpfe Reime in der Anordnung a b a b a b a b, die des letzteren hat sechs klingende und zwei stumpfe in der Anordnung $a^2\,b^2\,b^2\,c\,a^2\,d^2\,d^2\,c$. Die Strophe des 'Fischers' ist also ganz lose gefügt und könnte auch als zwei Strophen von je vier Versen aufgefaßt werden, besonders da das Ende ihres vierten Verses immer mit einem Sinnesabschnitte zusammenfällt. In der Strophe des 'Schatzgräbers' dagegen hält der Reim c : c die Verse fest zusammen und bildet auch für das Ohr einen deutlich erkennbaren Abschluß.

Das Gesagte wird genügen um zu zeigen, daß die Zahl der möglichen Strophenformen beinahe unerschöpflich ist. In unserer Auswahl sind gegen hundert verschiedene Strophenformen vertreten, aber nur drei von ihnen zeigen wichtigere Besonderheiten, die wir noch nicht berührt haben: die neue Nibelungenstrophe, die Terzine und das Sonett.

DIE NEUE NIBELUNGENSTROPHE ist der Strophe des Nibelungenliedes nachgebildet und wurde besonders

von Uhland (106) und seinen Zeitgenossen (Chamisso, 85) gebraucht. Sie hat vier gepaart reimende Verse von je acht Takten. Im ersten und fünften Takte fehlt die Hebung, im achten die Senkung. Die Pause, die im fünften Takte durch das Fehlen der Hebung entsteht, teilt jeden Vers in zwei Hälften. Da im letzten Takte jedes Verses die Senkung fehlt, so können die Reime nur stumpf sein.

Als Beispiel möge die siebente Strophe von Uhlands Ballade 'Des Sängers Fluch' dienen:

'*Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit.*'

(106, vii.)

1	2	3	4	5	6	7	8	
– ×	/ × ×	/ ×	/ ×	– ×	/ ×	/ ×	/ –	a
– ×	/ ×	/ ×	/ ×	– ×	/ ×	/ ×	/ –	a
– ×	/ × ×	/ ×	/ ×	– ×	/ ×	/ ×	/ –	b
– ×	/ × ×	/ ×	/ ×	– ×	/ ×	/ ×	/ –	b

Man vergleiche damit das Schema einer Alexandrinerstrophe:

'*Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.*'

(Gryphius, 9, i.)

1	2	3	4	5	6	7	
– ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	a^2
– ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ –	b
– ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ –	b
– ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	/ ×	a^2

Die Verse dieser Strophe unterscheiden sich von denen der Nibelungenstrophe (a) durch die geringere Zahl ihrer Takte (sieben anstatt acht), (b) durch den Einschnitt in der Mitte des vierten Taktes statt der Pause am Anfange des fünften, (c) durch den Bau des letzten Taktes, der sowohl klingende als stumpfe Reime erlaubt, (d) durch

den ausschließlichen Gebrauch zweigliedriger Takte. Vergl. Seite xlvii.

Nimmt man die ersten beiden Verse der Nibelungenstrophe und schreibt ihre Halbverse als vier ganze Verse, so erhält man die Strophe, die Heine oft verwendet (143, 146, 147, 149, 150), z. B.:

'*Mein Kind, wir waren Kinder.*' (147, i.)

– ×	/ ×	/ ×	/ ×	
– ×	/ ×	/ ×	/ –	b
– ×	/ × ×	/ ×	/ ×	
– ×	/ × ×	/ × ×	/ –	b

Läßt man dann auch den ersten und dritten Vers reimen, so entsteht die Strophe von Heines 'Lorelei':

'*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.*' (145, i.)

– ×	/ × ×	/ × ×	/ ×	a^2
– ×	/ ×	/ ×	/ –	b
– ×	/ × ×	/ ×	/ ×	a^2
– ×	/ × ×	/ ×	/ –	b

Diese Strophe wurde bereits von Goethe im 'König von Thule' (40) benutzt, ferner unter anderen von Brentano (82), Kerner (90), Eichendorff (109, 118), Heine (144, 145), Lenau (165), Meyer (231), Scheffel (239), Heyse (241), Saar (244), Fitger (248).

Die TERZINE stammt aus Italien und wurde in Deutschland besonders von Chamisso (87) gepflegt. Sie besteht aus drei Versen, von denen der erste mit dem dritten reimt, der zweite aber mit dem ersten und dritten der nächsten Strophe. Den Abschluß der Kette bildet ein allein stehender Vers, der mit der zweiten Zeile der letzten Strophe reimt. Die Reimfolge ist also: a b a | b c b | c d c | d e d | . . . . . | y z y | z. Die Verse haben stets einsilbigen

Auftakt und fünf zweigliedrige Takte. Die Reime können stumpf oder klingend sein.

Das SONETT ist ebenfalls italienischen Ursprungs. Es hat vierzehn Verse, die in vier Gruppen zerfallen, von denen die beiden ersten je vier, die beiden letzten je drei Verse enthalten. In den beiden ersten Gruppen werden nur zwei Reime gebraucht, in den beiden letzten zuweilen zwei, zuweilen drei; doch können diese Reime innerhalb ihrer Gruppen in verschiedener Weise angeordnet werden, z. B.: | a b b a | a b b a || c d c | d c d | oder: | a b a b | a b a b || c c c | d d d | oder: | a a b b | a a b b || c c d | e e d |, etc. Opitz, Gryphius (9) und ihre Zeitgenossen schrieben Sonette in Alexandrinern; die späteren Dichter, darunter Platen (133–135) und Heine (141, 142), gebrauchen meist Verse von fünf zweigliedrigen Takten mit regelmäßig einsilbigem Auftakte. Platens Sonette haben stets klingende Reime.

In der Regel haben alle Strophen eines Gedichtes denselben Bau. Zuweilen aber wechseln zwei verschieden gebaute Strophen mit einander ab (57, 63, 138), und die Gedichte in freien Rhythmen haben auch freie Strophen (vergl. Seite li).

Die Verse eines Gedichtes können auch ohne jede strophische Gliederung an einander gereiht werden, so z. B. die Hexameter in Goethes ‘Hermann und Dorothea’, die Blankverse in den Dramen der Klassiker, die gereimten Alexandriner und kürzeren Reimverse in den Gedichten von Hagedorn (19), Gellert (20–22), Gleim (24) und Schiller (64). Auch die sogenannten KNITTELVERSE gehören hierher, das heißt gepaart reimende Verse von vier ungleich gegliederten Takten mit freiem Auftakt. Sie wurden von Goethe den Reimversen des Hans Sachs (2)

nachgebildet und namentlich im 'Faust' mit vollendeter Meisterschaft gebraucht. Schiller folgte Goethes Beispiele in 'Wallensteins Lager', und diese leicht fließenden, wandelfähigen Verse haben seitdem häufige Verwendung gefunden, besonders in kürzeren launigen Gedichten (56, 61. iv, 103).

Die Versgliederung ist bei Gedichten in Knittelversen durch den Reim, bei Gedichten in Hexametern durch den charakteristischen Versschluß | ⁄ × × | ⁄ × | stets deutlich markiert. Bei Gedichten in anderen reimlosen Versen wird sie dagegen verwischt, sobald die rhythmischen Pausen zwischen den Versen fehlen, und dies ist oft der Fall. Aber selbst wenn alle Versgrenzen verwischt werden sollten, würden sich solche Gedichte von der Prosa doch noch dadurch unterscheiden, daß sie in gleichwertige Takte abgeteilt werden können.

Der wesentliche Unterschied zwischen der gebundenen und der ungebundenen oder prosaischen Rede besteht also darin, daß sich nur die erstere in Takte von gleicher Dauer zerlegen läßt.

Die deutsche Verslehre behandeln:

R. Westphal, *Theorie der neuhochdeutschen Metrik*, Jena, 1870, ^{2}1877.
C. Beyer, *Deutsche Poetik*, Berlin, 1881, ^{4}1913.
J. Minor, *Neuhochdeutsche Metrik*, Straßburg, 1893, ^{2}1902.
H. Paul, *Deutsche Metrik*, Straßburg, 1893, ^{2}1905.
K. Borinski, *Deutsche Poetik* (Göschen), Leipzig, 1895, ^{4}1912.
F. Kauffmann, *Deutsche Metrik*, Marburg, 1897.
F. Saran, *Deutsche Verslehre*, München, 1907.
E. Sievers, *Rhythmisch-melodische Studien*, Heidelberg, 1912.

Martin Luther

1483–1546

I Ein' feste Burg ist unser Gott

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns itzt hat betroffen.
Der alt böse Feind
Mit Ernst er's itzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.

Martin Luther

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Tut er uns doch nicht;
Das macht, er iſt gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und kein Dank dazu haben;
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib;
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.

Hans Sachs

1494–1576

2

Sankt Peter mit der Geiß

Als noch auf Erden ging Chriſtus
Und auch mit ihm wanderte Petrus,
Eins Tags aus einem Dorf mit ihm ging,
Bei einer Wegſcheid' Petrus anfing:
„O Herre Gott und Meiſter mein,
Mich wundert ſehr der Güte dein.
Weil du doch Gott allmächtig biſt,
Läßt es doch gehn zu aller Friſt
In aller Welt, gleich wie es geht.

Wie Habakuk sagt, der Prophet:
Gewalt und Frevel geht vor Recht!
Der Gottlose übervorteilt schlecht
Mit Schalkheit den Gerechten und Frommen,
Auch kann kein Recht zu End' mehr kommen.
Da siehst du zu und schweigest still,
Als kümmre dich die Sach' nicht viel. . . .
O sollt' ich ein Jahr Herrgott sein,
Und sollt' Gewalt haben wie du,
Ich wollte anders schauen dazu,
Führ'n ein viel besser Regiment
Auf dem Erdreich durch alle Ständ'.
Ich wollte steuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand:
Ich wollt' anrichten ein ruhig Leben!"

Der Herr sprach: „Petre, sag mir eben,
Meinst, du wolltest besser regieren,
All' Ding' auf Erden baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?"
Sankt Peter tät hinwieder sagen:
„Ja, es müßt' in der Welt baß stehn,
Nicht also durch einander gehn.
Ich wollt' viel beßre Ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun, so magst verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein;
Heut den Tag sollst du Herrgott sein.
Schaff und gebeut all's, was du willt,
Sei hart, streng, gütig oder mild,

Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen;
Du magst strafen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen:
In Summa, mein ganz Regiment
Sei heut den Tag in deiner Händ."

Petrus war des gar wohlgemut,
Deucht' sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz mager, dürr und bleich von Leib,
Barfuß in einem zerrißnen Kleid,
Die trieb ihre Geiß hin auf die Weid'.
Da sie mit auf die Wegscheid' kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam!
Gott hüt' und schütz' dich immerdar,
Daß dir kein Übel widerfahr'.
Gott hüte dich mit seiner Hand!"
Mit dem die Frau sich wieder wandt'
Ins Dorf; so ging die Geiß ihre Straß',
Der Herr zu Petro sagend was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du mußt dich ihrer erbarmen,
Weil ja den Tag bist Herrgott du,
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die Geiß nehmst in dein' Hut,
Wie sie von Herzen bitten tut,
Und behüte sie den ganzen Tag,
Daß sie sich nicht verirr' im Hag,

Nicht fall', noch mag' gestohlen werden,
Noch sie zerreißen Wölf' und Bären;
Daß auf den Abend wiederum
Die Geiß heim unbeschädigt komm'
Der armen Frauen in ihr Haus.
Geh hin und richt die Sach' wohl aus!"

Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in sein' Hut an dem Ort
Und trieb sie an die Weid' hindann.
Da fing Sankt Peters Unruh an.
Die Geiß war mutig, jung und jäh
Und blieb drum gar nicht in der Näh',
Lief auf der Weide hin und wieder,
Stieg den Berg auf, den andern nieder,
Schlupft' hierhin, dorthin durch die Stauden.
Petrus mit Ästen, Bleien, Stäuden
Mußt' immer nachstellen der Geiß;
Und schien die Sonn' gar überheiß.
Der Schweiß über seinen Leib abrann.
Mit Unruh verzehrt' der alte Mann
Den Tag, bis auf den Abend spat
Verdrossen, kraftlos, müd und matt
Die Geiß er wiederum heim getrabt.

Der Herr sah Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, willt mein Regiment
Noch länger behalten in deiner Händ?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimm wieder hin die Herrschaft dein

Und deine Gewalt; ich begehr' mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten.
Ich merk', daß meine Weisheit kaum töcht',
Daß ich eine Geiß regieren möcht'
Mit großer Angst, Müh und Arbeit.
O Herr, vergib mir meine Torheit!
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb', nicht mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselbe tu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Vertraue mir in meine Händ'
Das allmächtige Regiment."

Jacob Vogel

1584—nach 1630

Schlachtlied

Kein sel'grer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid' in freiem Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.
Im engen Bett, da einer allein
Muß an den Todesreihen;
Hier aber findt er Gesellschaft fein,
Fallen mit wie Kräuter im Maien.
Ich sag' ohn' Spott:
Kein sel'grer Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt

Jacob Vogel

Auf grüner Heid'
Ohn' Klag' und Leid!
Mit Trommelklang
Und Pfeifensang
Wird man begraben.
Davon tut haben
Unsterblichen Ruhm
Mancher Held frumm,
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu Gute.

Martin Opitz

1597–1639

4 **Auf Leid kommt Freud'**

Sei wohlgemut, laß Trauern sein,
Auf Regen folget Sonnenschein;
Es gibet endlich doch das Glück
Nach Toben einen guten Blick.

Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der ganzen Welt Revier gar tief
In einem harten Traume schlief.

Weil aber jetzt der Sonnen Licht
Mit vollem Glanz heraußer bricht
Und an dem Himmel höher steigt,
Auch alles fröhlich sich erzeigt,

So stelle du auch Trauern ein,
Mein Herz, und laß dein Zagen sein,
Vertraue Gott und glaube fest,
Daß er die Seinen nicht verläßt.

Ulysses auch, der freie Held,
Nachdem er zehn Jahr' in dem Feld
Vor Troja seine Macht versucht,
Zog noch zehn Jahr' um in der Flucht.

Durch Widerwärtigkeit im Meer
Ward er geworfen hin und her,
Noch blieb er standhaft allezeit,
In Not und Tod, in Lieb und Leid.

Er warf doch endlich von sich noch
Des rauhen Lebens schweres Joch,
Penelopen er wieder fand
Und Ithacen, sein Vaterland.

So sei du auch getrost, mein Herz,
Und übersteh des Glückes Scherz,
Trau Gott, sei nur auf ihn bedacht,
Die Hoffnung nicht zuschanden macht.

Friedrich von Logau

1604–55

Sinngedichte

i

Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

ii

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

iii

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

iv

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Mut;
Wer's hat, hat Sorglichkeit;
Wer's hat gehabt, hat Leid.

v

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Türe zu.

vi

Menschlich ist es Sünde treiben;
Teuflisch ist's in Sünden bleiben;
Christlich ist es, Sünden hassen;
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

vii

Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen;
Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

viii

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein;
Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf' er alles ein.

Friedrich von Logau

ix

Der kann andre nicht regieren,
Der sich selbst nicht recht kann führen.

x

Nicht das viele wissen tut's,
Sondern wissen etwas gut's.

Simon Dach

1605–59

6

Ännchen von Tharau

Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt;
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn.

Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht;

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Not.

Simon Dach

Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt:

Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eiſen, durch feindliches Heer.

Ännchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum.

Paulus Gerhardt

1607–76

7

Zur Sommerzeit

Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud'
In dieſer lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der ſchönen Gärten Zier
Und ſiehe, wie ſie mir und dir
Sich ausgeſchmücket haben.

Die Bäume ſtehen voller Laub,
Das Erdreich decket ſeinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narziſſus und die Tulipan,
Die ziehen ſich viel ſchöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft,
Das Täublein fliegt aus ſeiner Kluft
Und macht ſich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die unverdroßne Bienenschar
Fliegt hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
Des großen Gottes großes Tun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist Du hier so schön,
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein?

Paulus Gerhardt

Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit eingestimmtem Mund' und Stimm'
Ihr Allelujah singen?

Paul Fleming

1609–40

8

In allen meinen Taten

In allen meinen Taten
Laß' ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rat und Tat.

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist,
Ich nehm' es, wie er's gibet.
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' auch ich erkiest.

Paul Fleming

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sei heut oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat.

Andreas Gryphius

1616–64

9 **Eitelkeit der Welt**

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein;
Wo jetzund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Schäferkind wird spielen mit den Herden.

Was jetzund prächtig blüht, soll bald zertreten werden;
Was jetzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch' und Bein;
Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.

Der hohen Taten Ruhm muß wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch, bestehn?
Ach, was ist alles dies, was wir für köstlich achten,

Als ſchlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wieſenblum', die man nicht wieder findt!
Noch will, was ewig iſt, kein einig Menſch betrachten.

Chriſtoph von Grimmelshauſen

1625–76

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenſchall
Aufs lieblichſte erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel ſchlafen ſein,
Und nicht mehr mögen ſingen;
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Obſchon iſt hin der Sonnenſchein
Und wir im Finſtern müſſen ſein,
So können wir doch ſingen
Von Gottes Güt' und ſeiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht
Sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, denn vor allen
Kannſt du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Christoph von Grimmelshausen

Echo, der wilde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören;
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf betören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
Sich lassen Gott zum Lobe sehn
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch Gott tu' preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben;
Vielmehr, bis daß die Morgenröt'
Erfreuet diese Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben.

Christoph von Grimmelshausen

Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Christian Günther

1695–1723

II

Studentenlied

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret;
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz beschéret.

Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel;
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese, sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?

Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

Volkslieder

17. und 18. Jahrhundert

12

Lebewohl

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen,
O du allerschönste Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Da ich dich so treu geliebt
Über alle Maßen,
Soll ich dich verlassen.

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet.

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer ſein,
Die ich zu dir ſende,
Tauſend ſchick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

13 **Wenn ich ein Vöglein wär'**

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir.
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen tu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

14 **An einen Boten**

Wenn du zu mei'm Schätzel kommst,
Sag: ich ließ sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mir's geht,
Sag: auf beiden Füßen.

Wenn sie fraget, ob ich krank,
Sag: ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag: ich käme morgen.

15 **O Straßburg**

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mannicher Soldat.

So mancher und schöner
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat.

Verlassen, verlassen,
Es kann nicht anders sein!
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müssen sein.

Der Vater, die Mutter,
Die gingen vor's Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann,
Gebt mir meinen Sohn heraus!"—

„Euern Sohn kann ich nicht geben
Für noch so vieles Geld,
Euer Sohn, der muß marschieren
Ins weit und breite Feld.

Ins weite, ins breite,
Allvorwärts vor den Feind,
Wenngleich sein schwarzbraun Mädchen
So bitter um ihn weint."—

Sie weinet, sie greinet,
Sie klaget gar zu sehr:
„Ade, mein herzig Schätzchen,
Ich seh' dich nimmermehr!"

16

Zu Straßburg auf der Schanz

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da fing mein Unglück an;
Da wollt' ich den Franzosen desertiern
Und wollt' es bei den Preußen probiern.
Ei, das ging nicht an.

Eine Stund' wohl in der Nacht
Haben sie mich gefangen 'bracht.
Sie führten mich vor's Hauptmanns Haus,
O Himmel, was soll werden daraus!
Mit mir ist's aus.

Früh morgens um zehn Uhr
Stellt man mich dem Regimente vor.
Da soll ich bitten um Pardon
Und werd' ich kriegen meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letztenmal.
Unser Korporal, der gestrenge Mann,
Ist meines Todes Schuld daran,
Den klag' ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Ich bitt' schießt allzugleich!
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt, daß das rote Blut 'raus spritzt,
Das bitt' ich euch!

O Himmelskönigin,
Nimm meine Seel' dahin!
Nimm sie zu dir in Himmel hinein,
Allwo die lieben Englein sein,
Vergiß nicht mein.

Friedrich von Hagedorn

1708–54

17

Der Mai

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.

Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Star.

Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

18 **Das Hühnchen und der Diamant**

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt' ihn in den Sand.

„Möchte doch, mich zu erfreun,"
Sprach es, „dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!"

Unglückselʼger Überfluß,
Wo der nötigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

19 Johann der Seifensieder

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, so mußt' er singen,
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier wie die Austern feil!"

Friedrich von Hagedorn

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein jeder Eure Ware;
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?“

„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag beschéret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundertfünfundsechzigmal.“

„Ganz recht! Doch könnt Ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“
„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr;
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts als die vielen Feiertage!
Und wer sie alle rot gefärbt,
Der hatte wohl wie Ihr geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider,
Das war gewiß kein Seifensieder.“

Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans,“ spricht er, „du sollst glücklich sein.
Itzt bist du nur ein schlechter Prahler;
Da hast du bare fünfzig Taler,
Nur unterlasse den Gesang,
Das Geld hat einen bessern Klang.“

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Tor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugesteckt,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich beßre Sachen
Als, statt des Singens, Geld bewachen.

Friedrich von Hagedorn

Nehmt immer Euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder
Johann, der muntre Seifensieder."

Christian Fürchtegott Gellert

1715–69

20

Der Zeisig

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier", spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin.
„Der", spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin.

Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

21 Der Tanzbär

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, getan,
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang danieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn.
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort," schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?"
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

22

Der Maler

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O!" rief er, bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde!
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun", sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel getan."

Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

. . . . .

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim

1719–1803

23

An Leukon

Rosen pflücke, Rosen blühn,
Morgen ist nicht heut!
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!

Trinke, küsse! Sieh, es ist
Heut Gelegenheit;
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit!

Aufschub einer guten Tat
Hat schon oft gereut —
Hurtig leben ist mein Rat,
Flüchtig ist die Zeit!

24 Die Milchfrau

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,
Frühmorgens in die Stadt und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe;
Lief, wollte gar zu gern: „Kauft Milch!" am ersten schrein.
„Die erste," dachte sie, „die erste Milch ist teuer;
Will's Gott, so nehm' ich heut sechs bare Groschen ein.
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier;
Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmal aus;
Gras eine Menge steht um unser kleines Haus;
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da sich letzen und sich nähren,
Und, ganz gewiß, der Fuchs, der müßte listig sein,
Ließ' er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauschen könnte! Seht nur an!
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
Zu mästen kostet's mir ja nur ein wenig Kleie.
Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinen kleinen Stall, ein Kälbchen wohl dazu;
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und munter hüpft's und springt's, wie da die Lämmer springen!"

„Hei" sagt sie und springt auf. Und von dem Kopfe fällt
Der Topf. Das bare Geld
Und Kalb und Kuh und Reichtum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen.

Erschrocken bleibt sie stehn und sieht die Scherben an.
„Die schöne weiße Milch", sagt sie, „auf schwarzer Erde!"
Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegenkommt, mit ernstlicher Gebärde.
„Kind," sagt der Mann, „schon gut! Bau nur ein andermal
Nicht Schlösser in die Luft! Man bauet seine Qual.
Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
Als sie verschwinden in den Wind!
Wir haben all das Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind."

Friedrich Gottlieb Klopstock

1724–1803

25 Die Frühlingsfeier

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn.

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entranntest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Friedrich Gottlieb Klopstock

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn Du,
Namenloser, Du
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie Du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist Du, sichtbar, Unendlicher!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

Gotthold Ephraim Lessing

1729–81

26 **Die drei Ringe**

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,

Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.
So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, solang es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu tun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt

Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen —
Und seinen Ring — und stirbt.

Kaum war der Vater tot, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich.
Die Söhne
Verklagen sich, und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben, wie auch wahr, nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen, wie nicht minder wahr. Der Vater,
Beteu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass', eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen, und er wolle die Verräter
Schon aufzufinden wissen, sich schon rächen.

Der Richter sprach: „Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch

Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen."
„Und also," fuhr der Richter fort, „wenn ihr
Nicht meinen Rat, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rat ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. Wohlan!

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen. Geht!" — So sagte der
Bescheidne Richter.

Matthias Claudius

1740–1815

27 **Abendlied**

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold

Matthias Claudius

Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

28

Die Sternseherin

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön.
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Johann Gottfried Herder

1744–1803

29

Erlkönigs Tochter

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf! Was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne schenk' ich dir;

Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl,
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

„Und willst, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu deinem Fräulein wert."

Und als er kam vor Hauses Tür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör an, mein Sohn, sag an mir gleich,
Wie ist deine Farbe blaß und bleich?"

„Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut!"

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

Gottfried August Bürger

1747–94

30

Lenore

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen;
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl getan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr von nöten.“ —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —

„O Mutter, Mutter, was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.“ —

„Hör, Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

„O Mutter, Mutter, hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen;
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk an Gott und Seligkeit,
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." —

So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp
Als wie von Rosseshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch! und horch den Pfortenring,
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —

„Ach, Wilhelm, du? . . So spät bei Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?" —

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!" —

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen." —

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen." —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette." —

„Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! . . Still, kühl und klein! . .
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurra! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„Ach nein! . . . Doch laß die Toten!“ —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! Horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“

Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küſter, hier! komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!"

Still Klang und Sang . . Die Bahre ſchwand . .
Gehorſam ſeinem Rufen
Kam's hurre hurre! nachgerannt
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurra! Die Toten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Toten." —

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel.
„Sa sa! Gesindel, hier! komm hier!
Gesindel komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurra! Die Toten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„O weh! Laß ruhn die Toten!" —

„Rapp'! Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft . .
Rapp'! tummle dich von hinnen!

Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette tut ſich auf!
Die Toten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle."

Raſch auf ein eiſern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel;
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rundum im Mondenſcheine.

Ha ſieh! Ha ſieh! Im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp'
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rundum herum im Kreiſe
Die Geiſter einen Kettentanz
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig;
Gott ſei der Seele gnädig!“

31 Der Kaiſer und der Abt

Ich will euch erzählen ein Märchen gar ſchnurrig.
Es war 'mal ein Kaiſer, der Kaiſer war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar ſtattlicher Herr,
Nur ſchade! ſein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiſer ward's ſauer in Hitz' und in Kälte;
Oft ſchlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Waſſer zu Schwarzbrot und Wurſt,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durſt.

Das Pfäfflein, das wußte ſich beſſer zu hegen
Und weidlich am Tiſch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte ſein feiſtes Geſicht;
Drei Männer umſpannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob ſuchte der Kaiſer am Pfäfflein oft Hader.
Einſt ritt er mit reiſigem Kriegesgeſchwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein ſpazierte vor ſeiner Abtei.

„Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde.
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch deucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl wert bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken erraten;
Die will ich dann treulich bekennen, allein
Es soll auch kein Tüttelchen Wahres dran sein.

Und könnt Ihr diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten;
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden! schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß Euch was angetan sein!"

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl wert bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen;
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Tüttelchen Wahres dran sein.

Und kann ich diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen.
„Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Verſteh' ich gleich nichts von lateiniſchen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da ſprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward ſtattlich Hans Bendix zum Abte geſchmückt
Und hurtig zum Kaiſer nach Hofe geſchickt.

Hier thronte der Kaiſer im fürſtlichen Rate,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun ſagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl wert bis zum Heller mag ſein."

„Für dreißig Reichsgulden ward Chriſtus verſchachert;
Drum geb' ich, ſo ſehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt Ihr doch wohl minder wert ſein."

„Hum," ſagte der Kaiſer, „der Grund läßt ſich hören
Und mag den durchlauchtigſten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürſtlichen Ehr'!
Geglaubet, daß ſo ſpottwohlfeil ich wär'.

Nun aber ſollſt du mir berechnen und ſagen,
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Iſt der Beſcheid darauf auch nur ein Spiel?"

„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles getan."

„Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen:
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von Sankt Gallen."
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen."
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!"

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n."

„Mit Gunſten, Herr Kaiſer! Das laßt nur hübſch bleiben!
Ich kann ja nicht leſen, noch rechnen und ſchreiben;
Auch weiß ich kein ſterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänſchen verſäumet, holt Hans nicht mehr ein.“

„Ach, guter Hans Bendix, das iſt ja recht ſchade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein luſtiger Schwank;
Drum ſoll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“

„Herr Kaiſer, groß hab' ich ſo eben nichts nötig;
Doch ſeid Ihr im Ernſt mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“

„Ha bravo! Du trägſt, wie ich merke, Geſelle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigſten Stelle;
Drum ſei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obenein dir ein Panisbrief beſcheert.

Wir laſſen den Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix ſoll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt ſoll ſein pflegen, nach unſerm Gebot,
Umſonſt bis an ſeinen ſanftſeligen Tod.“

32

Die Schatzgräber

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur danach!“ — „An welchem Platz?“
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!“ — O weh! da starb der Mann.

Kaum war der Alte beigeschafft,
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
Und gruben nun jahrein, jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus.

Ludwig Hölty

1748–76

33 Frühlingslied

Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme wem der Mai gefällt,
Und schaue froh die schöne Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

34 Der alte Landmann an seinen Sohn

Üb immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du wie auf grünen Aun
Durchs Pilgerleben gehn,
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er tue, was er tu';
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Ährenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauft ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh.

Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Tränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Tränen auf.

Johann Wolfgang von Goethe

1749–1832

35

Heidenröslein

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein ſprach: „Ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

36 Willkommen und Abschied

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch uud fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

37 Mit einem gemalten Band

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein lustig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

38

Mailied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

39

Das Veilchen

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

„Ach," denkt das Veilchen, „wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!"

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch
„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch."

40

Der König in Thule

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

41

Wandrers Nachtlied

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Bruſt!

42

Beherzigung

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Ängſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

43

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

44

Der Fischer

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?"

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

45 **Gesang der Geister über den Wassern**

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

46 **Wandrers Nachtlied**

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

47 **Meine Göttin**

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,

Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin:
O, daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin Hoffnung!

48 Erlkönig

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir,
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

49

Grenzen der Menschheit

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

50

Das Göttliche

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,

Täten im großen
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

51

Der Sänger

„Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

52 **Mignon**

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? — Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl? — Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl? — Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

53 **Lied des Harfners**

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

54 **Meeres Stille, Glückliche Fahrt**

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

. . .

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

55

Der Schatzgräber

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!"
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten;
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

56

Legende vom Hufeisen

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;

Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistesruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und tut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr nach seiner Langmut drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Tür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,

Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Tätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

57

Der Zauberlehrling

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen,
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

58

Schäfers Klagelied

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Tal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Türe dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

59 Die wandelnde Glocke

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen,
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: „Die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen,
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt
Als lief' es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt,
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es lauft, es kommt, als wie im Traum:
Die Glocke wird es decken!

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

60

Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

61

Sprüche

i

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

ii

Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!

Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

iii

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

iv

Ein großer Teich war zugefroren,
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch springen,
Versprachen sich aber im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Tauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quakten wie vor alter Zeit.

v

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

vi

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

vii

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

viii

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

ix

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber tut.

x

Tue nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.

xi

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

xii

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

xiii

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort.
Verein' und leite! Beßrer Hort.

xiv

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

xv

Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

xvi

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zulieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen —
Wenn du nehmen willst, so gib!

xvii

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Johann Wolfgang von Goethe

xviii

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie getan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

xix

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Toren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

xx

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Friedrich von Schiller

1759–1805

62

Die Schlacht

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.

Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blickt dort her vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen wilden Takt
Und braust durch Mark und Bein!

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort!
Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf
Eisern im wolkichten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich;
Fertig! heult's von Peloton zu Peloton.
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen.
„Und auch du, Franz?" — „Grüße mein Lottchen, Freund!"
Wilder immer wütet der Streit;
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden, seht!
Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz' ich Verlaßner hinein."

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt. —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

63 An die Freude

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng geteilt,
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.
Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.
Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.
Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die beßre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

64 Pegasus im Joche

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln —
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
„Das edle, königliche Tier! Nur schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Rasse, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?"
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Mut.
„Die Flügel zwar," spricht er, „die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen."
Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
„Schon gut", denkt Hans. „Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
Der Koller gibt sich mit den Jahren."

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wandrer Schrecken
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!"
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht,
„So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen."
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!"
Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!"

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif uud strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,

Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

„Verwünschtes Tier!“ bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
„So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.“
Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.

„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?“
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun.“
Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,

Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan —
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

65 Die Teilung der Erde

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. Nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen —
Doch teilt euch brüderlich darein!

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern' —
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr —
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was tun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben —
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

66 Das Mädchen aus der Fremde

In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

67

Der Taucher

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor.
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosichten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsichtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir — in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick:
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

68

Der Handschuh

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf tut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf — da wird's still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

69

Der Ring des Polykrates

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,“
Begann er zu Ägyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin!“

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen!
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht.“

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —“
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch", spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide:
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbei geeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

70 **Die Kraniche des Ibykus**

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte —
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund von Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.

„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wut
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Cekrops' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.

Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:

„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?"

Und immer lauter wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! Der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

71

Hoffnung

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

72 Die Bürgschaft

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn —
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!"

73 Der Graf von Habsburg

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,

Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.

Ein Bächlein aber rauſchte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geſchwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiſeit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchſchritte.

‚Was ſchaffſt du?‘ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem ſterbenden Mann,
Der nach der Himmelskoſt ſchmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der ſtrömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen geriſſen.
Drum daß dem Lechzenden werde ſein Heil,
So will ich das Wäſſerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.‘

Da ſetzt ihn der Graf auf ſein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reiſe vollführet.
Und am nächſten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück,
Beſcheiden am Zügel geführet.

‚Nicht wolle das Gott,‘ rief mit Demutssinn
Der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.‘

‚So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland.
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie,‘ rief er begeistert aus,
‚Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!‘“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell

In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

74 Poesie

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

75 Sprüche

i

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

ii

Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

iii

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Rot und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

iv

Wissenschaft

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

v

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

vi

Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger Flug.

vii

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Friedrich Hölderlin

1770–1843

76 Des Morgens

Vom Taue glänzt der Raſen, beweglicher
Eilt ſchon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr ſchwankes Haupt, und im Geblätter
Rauſcht es und ſchimmert; und um die grauen

Gewölke ſtreifen rötliche Flammen dort,
Verkündende, ſie wallen geräuſchlos auf;
Wie Fluten am Geſtade wogen
Höher und höher die wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu ſchnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger, zu, ſo lang du

In deiner Schöne jugendlich blickſt und noch
Zu herrlich nicht, zu ſtolz mir geworden biſt;
Du möchteſt immer eilen, könnt' ich,
Göttlicher Wandrer, mit dir! — Doch lächelſt

Des frohen Übermütigen du, daß er
Dir gleichen möchte; ſegne mir lieber denn
Mein ſterblich Tun und heitre wieder,
Gütiger! heute den ſtillen Pfad mir!

77 Die Nacht

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquellend und frisch, rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Wipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die schwärmerische, die Nacht kommt;
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

78

An die Parzen

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

79

Schicksalslied

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,

Friedrich Hölderlin

Blühet ewig
Ihnen der Geist;
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Novalis

(Friedrich von Hardenberg)

1772–1801

80

Wenn ich ihn nur habe

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn,
Laſſe ſtill die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſein,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbteil in die Hand,
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

81

Wenn alle untreu werden

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel getan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu.
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Novalis

Ich habe dich empfunden,
O lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Clemens Brentano

1778–1842

82

Die Lore Lay

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zu schanden
Der Männer ringsumher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?“ —

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht.

Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!“ —

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay,
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.“

„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr,
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde,
Die sind mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz tut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh'.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist."

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'!"

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein."

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Reiter
Die Rosse unten an
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein.

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!“ —
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner drei.

83

Der Spinnerin Lied

Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing' und kann nicht weinen
Und ſpinne ſo allein
Den Faden, klar und rein,
So lang der Mond wird ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk' ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn' ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen!

Adalbert von Chamisso

1781–1838

84

Das Schloß Boncourt

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt!

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

85 Die Weiber von Weinsberg

Der erste Hohenstaufe, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Weinsberg seit manchem langen Tag.
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! Das ist ein scharfer Dorn.
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn:
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch das Schwert!“

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein!“
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt.
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.“

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Tor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!“ ruft drohend mancher Wicht;
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht!“

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht!
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht.“

86

Der Soldat

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O wär' er zur Ruh und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei.

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich kommandiert.

Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl,
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh!

Es haben die neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigefegt;
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

87

Die Kreuzschau

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Tal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange." —

Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hat er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen.
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Justinus Kerner

1786–1862

88

Wanderlied

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das fernste Land.

89

Der reichste Fürst

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich", sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!"

„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:—
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß."

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

90 **Der Wandrer in der Sägemühle**

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Sie bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner

91

Poesie

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz.

Ludwig Uhland

1787–1862

92

Die Kapelle

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

93

Schäfers Sonntagslied

Das iſt der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn.

94

Das Schloß am Meere

„Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut,
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.“ —

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher." —

„Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?" —

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Tränen zu." —

„Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?" —

„Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide —
Die Jungfrau sah ich nicht."

95

Der gute Kamerad

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

96

Der Wirtin Töchterlein

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten ſie ein.

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie ihr ſchönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Totenbahr'!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

97 Die Rache

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein;

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

98

Morgenlied

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Tal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt ins Feld gemacht
Und habe ſchon dies Lied erdacht
Und hab' es laut geſungen.

99

Einkehr

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

100

Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

101

Der weiße Hirsch

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!"

Der zweite:

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!"

Der dritte:

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

So lagen sie da und sprachen, die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! piff paff! trara!

102

Siegfrieds Schwert

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab,

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein!

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert so breit und lang:

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert.

Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

103 Schwäbische Kunde

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not;
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand;
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;

Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und tät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.

Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche, —
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

104

Der blinde König

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,

Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?“

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand;
Und doch, in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!“

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer,
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,

Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert (ich kenn's am guten Klang)
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn,
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang!"

105

Taillefer

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer; der dienet mir fromm und recht:
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell; das höhet mir den Mut.“

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust:
Es zittert der Turm und es zittert mein Herz in der Brust.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe; da fiel er auf die Hand:
„Hei!“ rief er, „ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Haſtingsfeld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut:
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Toten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

106 Des Sängers Fluch

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton!
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll;
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott;
Die Königin, zerfloſſen in Wehmut und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust
durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie von Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Garten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

107 Bertran de Born

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!" —

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Tränen war betaut.

Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Tor.

Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.

Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg und Tal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht haſt du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er ſich noch aufgerafft."

Und der König ſenkt die Stirne:
„Meinen Sohn haſt du verführt,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die, verzeihend, ihm gebührt!
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt."

108 Das Glück von Edenhall

Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſttrommetenſchall,
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in trunkner Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses älteſter Vaſall,
Nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kryſtall;
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Roten ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es ſtrahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da ſpricht der Lord und ſchwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kryſtall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein ſchrieb ſie: ‘Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!’

Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir ſchlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erſt klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Geſang der Nachtigall,
Dann wie des Waldſtroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall?
Er dauert länger schon als recht.
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand", spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Joseph von Eichendorff

1788–1857

109

Das zerbrochene Ringlein

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen
Mein Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus
Und ſingen meine Weiſen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!

110

Abschied

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

III

Der Einsiedler

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht!
Die Lüfte alle schlafen;
Ein Schiffer nur noch, wandermüd',
Singt übers Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn
Und lassen mich hier einsam stehn,
Die Welt hat mich vergessen;
Da tratst du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll gesessen.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt;
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
Bis daß das ew'ge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.

112

Morgengebet

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

113

Der frohe Wandersmann

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt.

114 Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang.
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:

Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

115

Meeresstille

Ich seh' von des Schiffes Rande
Tief in die Flut hinein:
Gebirge und grüne Lande
Und Trümmer im falben Schein
Und zackige Türme im Grunde,
Wie ich's oft im Traum mir gedacht,
Das dämmert alles da unten
Als wie eine prächtige Nacht.

Seekönig auf seiner Warte
Sitzt in der Dämmrung tief,
Als ob er mit langem Barte
Über seiner Harfe schlief';

Da kommen und gehen die Schiffe
Darüber, er merkt es kaum,
Von seinem Korallenriffe
Grüßt er sie wie im Traum.

116

Wandernder Dichter

Ich weiß nicht, was das sagen will!
Kaum tret' ich von der Schwelle still,
Gleich schwingt sich eine Lerche auf
Und jubiliert durchs Blau vorauf.

Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwelen und Perl'n im Haar,
Die schlanken Pappeln, Busch und Saat
Verneigen sich im größten Staat.

Als Bot' voraus das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel teilt,
Die Au' verstohlen nach mir schaut,
Als wär' sie meine liebe Braut.

Ja, komm' ich müd' ins Nachtquartier,
Die Nachtigall noch vor der Tür
Mir Ständchen bringt, Glühwürmchen bald
Illuminieren rings den Wald.

Umsonst! das ist nun einmal so,
Kein Dichter reist inkognito,
Der lust'ge Frühling merkt es gleich,
Wer König ist in seinem Reich.

117 **Frühlingsdämmerung**

In der stillen Pracht
In allen frischen Büschen und Bäumen
Flüstert's wie Träumen
Die ganze Nacht.
Denn über den mondbeglänzten Ländern
Mit langen weißen Gewändern
Ziehen die schlanken
Wolkenfraun wie geheime Gedanken,
Senden von den Felsenwänden
Hinab die behenden
Frühlingsgesellen, die hellen Waldquellen,
Die's unten bestellen
An die duft'gen Tiefen,
Die gerne noch schliefen.
Nun wiegen und neigen
In ahnendem Schweigen
Sich alle so eigen
Mit Ähren und Zweigen,
Erzählen's den Winden,
Die durch die blühenden Linden
Vorüber den grasenden Rehen
Säuselnd über die See'n gehen,
Daß die Nixen verschlafen auftauchen
Und fragen,
Was sie so lieblich hauchen —
Wer mag es wohl sagen?

Joseph von Eichendorff

118

Mondnacht

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Friedrich Rückert

1788–1866

119

Barbarossa

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Haupt ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

120 **Aus der Jugendzeit**

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwoll,
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

121

Chidher

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: „Wie lang' ist die Stadt vorbei?"

Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andre dörrt,
Das ist mein ewiger Weideort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
„Solang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?"

Sie schrie'n und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

122 Sprüche

i

Oblicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

ii

Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

iii

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

iv

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht genützt, den hast du nicht gelebt.

v

Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes, aber merk:
Aus halb und halb getan entsteht kein ganzes Werk.

vi

Tu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Tu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis.

vii

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Joseph Christian von Zedlitz

1790–1862

123

Die nächtliche Heerschau

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton:
Die alten toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus den Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Joseph Christian von Zedlitz

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wider fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

Theodor Körner

1791–1813

124 Gebet während der Schlacht

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Wilhelm Müller

1794–1827

125 **Wanderschaft**

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern.

126

Frühlingseinzug

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Tor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein bausebackig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust,
Geschwinde, geschwinde!

127

Der Lindenbaum

Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad ins Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

128

Morgenlied

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menschensohn,"
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

129 Vineta

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluten Schoß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendrot,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt.
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich verſenken in den Widerſchein,
Und mir iſt, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderſtadt herein.

Auguſt Graf von Platen

1796–1835

130 **Der Pilgrim vor St. Juſt**

Nacht iſt's, und Stürme ſauſen für und für;
Hiſpaniſche Mönche, ſchließt mir auf die Tür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche ſchreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieſer Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Schere ſich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

131 Das Grab im Busento

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde;

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!“

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

132 Wie rafft' ich mich auf

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen!
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Tor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Venedig

133

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladios Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Kolonne.

Ich steig' ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

134 *ii*

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Rätsel fassen?

Ersteigend erst des Markusturms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ozean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Lagunen inseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

135 *iii*

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspület!

Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

August Graf von Platen

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger
Und den Erzähler auf der Riva hören.

Annette von Droste-Hülshoff

1797–1848

136

Der Weiher

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen.
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz.
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede,
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

Das Schilf:

Stille, er schläft! stille, stille!
Libelle, reg die Schwingen sacht,
Daß nicht das Goldgewebe schrille;

Und Ufergrün, hab gute Wacht!
Kein Kieſelchen laß niederfallen,
Er ſchläft auf ſeinem Wolkenflaum,
Und über ihn läßt ſäuſelnd wallen
Das Laubgewölb der alte Baum.
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
Wieget der Vogel ſeine Flügel,
Und wie ein ſchlüpfend Fiſchlein zieht
Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, ſtille! er hat ſich geregt,
Ein fallend Reis hat ihn bewegt,
Das grad' zum Neſt der Hänfling trug;
Su, Su! breit', Aſt, dein grünes Tuch —
Su, Su! nun ſchläft er feſt genug.

137 **Das Haus in der Heide**

Wie lauſcht, vom Abendſchein umzuckt,
Die ſtrohgedeckte Hütte,
Recht wie im Neſt der Vogel duckt,
Aus dunkler Föhren Mitte!

Am Fenſterloche ſtreckt das Haupt
Die weißgeſtirnte Sterke,
Bläſt in den Abendduft und ſchnaubt
Und ſtößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten;
Nun pflückt sie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Heidekraut sich strecken
Und mit des Aves Melodi
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten —

Der Zimmermann, die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede,
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
Und rings der Gottesfriede,

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

138

Der Heidemann

„Geht Kinder nicht zu weit ins Bruch!
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
Der Heidemann kömmt!“ —

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried
Und freun sich, wenn die Wasserspinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras!
Seht, wo noch grad' die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Haf',
Der Heidemann schwillt!“ —

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmele
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer, und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
Die Drossel ächzt zum Nest hinaus;
Der Heidemann braut!“ —

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ozean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren.
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht!
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Heidemann steigt!“ —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel
Wie übern Schnee Wacholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt kommt schnell herein!
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
Der Heidemann zieht!“ —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,
Mit Hünenschritten gleitet's fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen.
Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und dräut,
Wie's schwelet an der Dünenscheid'!
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und teure Zeit —
Der Heidemann brennt!" —

Heinrich Heine

1797–1856

139 **Die Grenadiere**

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
Die waren in Rußland gefangen;
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der andre sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben;
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen ſtill
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Roſſe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen!"

140

Belſazer

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtiller Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königsſaal
Belſazer hielt ſein Königsmahl.

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund':

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

141 An meine Mutter

i

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche Tat, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

142 *ii*

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen;
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

143 **Ein Fichtenbaum steht einsam**

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

144 Aus alten Märchen winkt es

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand;
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland,

Wo große Blumen ſchmachten
Im goldnen Abendlicht
Und zärtlich ſich betrachten
Mit bräutlichem Geſicht,

Wo alle Bäume ſprechen
Und ſingen wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmuſik hervor,

Und Liebesweiſen tönen,
Wie du ſie nie gehört,
Bis wunderſüßes Sehnen
Dich wunderſüß betört.

Ach, könnt' ich dorthin kommen
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen
Und frei und ſelig ſein!

Ach, jenes Land der Wonne,
Das ſeh' ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgenſonne,
Verfließt's wie eitel Schaum.

145 **Lorelei**

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

146 **Wir saßen am Fischerhause**

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische, und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

147 Mein Kind, wir waren Kinder

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Verſteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikeriki!“ ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrei.

Die Kiſten auf unſerem Hofe,
Die tapezierten wir aus
Und wohnten drin beiſammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knickſe
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem dasſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig wie alte Leut'
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit,

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

148 Herz, mein Herz, sei nicht beklommen

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen
Und ertrage dein Geschick.
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben,
Und wie schön ist noch die Welt!
Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

149 **Du bist wie eine Blume**

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

150 **Die Wallfahrt nach Kevlaar**

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da tut das Herz mir weh." —

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!“

* * *

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz!“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Träne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'!

Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

* * *

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut' alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht, wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

151 **Meergruß**

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brauſten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die ſpielenden Roſenlichter,
Die aufgeſcheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautſchreiend,
Es ſtampften die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnisvoll bewahrſt,
Dort unten im klaren Kryſtallhaus.

O, wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapſel
Lag mir das Herz in der Bruſt.
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaſſ' ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen

Der ſmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, ſiegenden Augen
Schoſſen ſie brennende Pfeile;
Mit krummgeſchliffenen Worten
Drohten ſie mir die Bruſt zu ſpalten;
Mit Keilſchriftbillets zerſchlugen ſie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile ziſchten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer —
Und frei aufatmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

152 **Leise zieht durch mein Gemüt**

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass' sie grüßen.

153 **Es ragt ins Meer der Runenstein**

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

154 **Der Asra**

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich ſtand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürſtin
Auf ihn zu mit raſchen Worten:
„Deinen Namen will ich wiſſen,
Deine Heimat, deine Sippſchaft!“

Und der Sklave ſprach: „Ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm ſind jene Aſra,
Welche ſterben, wenn ſie lieben.“

155

Childe Harold

Eine ſtarke, ſchwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verſtummten
Leichenhüter ſitzen drin.

Toter Dichter, ſtille liegt er,
Mit entblößtem Angeſicht;
Seine blauen Augen ſchauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, ſie zerſchellen
An dem Kahn wie Klagelaut.

Heinrich Heine

156

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

August Kopisch

1799–1853

157

Der Nöck

Es tönt des Nöcken Harfenschall:
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall. —

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannst ja doch nicht selig sein!
Wie kann dein Singen taugen?“ —
Der Nöck erhebt die Augen,
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen . . .
Und senkt sich in die Flut hinein.

Da rauscht und braust der Wasserfall,
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall;
Die Bäume heben mächtig
Die Häupter grün und prächtig.
O weh, es haben
Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Wasserfall.

„Komm wieder, Nöck, du singst so schön!
Wer singt, kann in den Himmel gehn!
Du wirst mit deinem Klingen
Zum Paradiese dringen!
O komm, es haben
Gescherzt die Knaben:
Komm wieder, Nöck, und singe schön!“

Da tönt des Nöcken Harfenschall,
Und wieder steht der Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall.

Es spielt der Nöck und singt mit Macht
Von Meer und Erd und Himmelspracht.
Mit Singen kann er lachen
Und selig weinen machen. —
Der Wald erbebet,
Die Sonn' entschwebet . . .
Er singt bis in die Sternennacht!

158

Die Heinzelmännchen

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten,
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten.
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all' sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.

Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war.
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil';
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Verappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken.
Eh' sich's der Zimmermann versah —
Klapp! stand das ganze Haus schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer,
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh'.

Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind!
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf —
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf.

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

August Kopisch

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andere Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch husch husch husch! — verschwinden all'.

August Kopisch

O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort.
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber tun.
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Nikolaus Lenau

(Nikolaus von Strehlenau)

1802–1850

159 **See und Wasserfall**

Die Felsen, schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne Tat erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur Tat hinunterschießen.

160

Schilflied

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

161

Der Lenz

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Recken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angetan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Tal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

162

Herbstklage

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine:
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist — wie bald! wie bald! —
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

163

Der Postillon

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

164

Die drei Zigeuner

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

165 Der Nachtwind hat in den Bäumen

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne, schmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

166

Rings ein Verstummen

Rings ein Verstummen, ein Entfärben;
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieſes Waldes leiſem Rauſchen
Iſt mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichſtill vergnügtes Tauſchen.

167

Die Drei

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
Wie reiten ſie ſo ſacht, ſo ſacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es ſpürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und ſpült hinunter Staub und Schaum.

Die Roſſe ſchreiten ſanft und weich,
Sonſt flöſſ' das Blut zu raſch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht geſellt,
Und einer ſich am andern hält.

Sie ſehn ſich traurig ins Geſicht,
Und einer um den andern ſpricht:

„Mir blüht daheim die ſchönſte Maid,
Drum tut mein früher Tod mir leid.“

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald
Und ſterben muß ich hier ſo bald!“

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonſt nichts, doch ſchwer mir's Sterben fällt.“

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich.“

Karl Simrock

1802–76

168 **Der Rattenfänger zu Hameln**

Zu Hameln fechten Mäus und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;
Der Hungertod ist vor der Tür.
Was tut der weise Rat dafür?
Im ganzen Land
Macht er's bekannt:
„Wer von den Räubern
Die Stadt kann säubern,
Des Bürgermeisters Töchterlein,
Die soll zum Lohn sein eigen sein.“

Am dritten Tage hört man's klingen,
Als wenn im Lenz die Schwalben singen;
Der Rattenfänger zieht heran.
O seht den bunten Jägersmann!
Er blickt so wild
Und singt so mild,
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen.
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Ertränkt sie in der Weser all'. —

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken ſchallen.
Des Bürgermeiſters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers ſein.
Der Vater ſpricht:
„Ich duld' es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren.
Mit Sang und Flötenſpiel gewinnt
Man keines Bürgermeiſters Kind."

In ſeinem bunten Jägerſtaate
Erſcheint der Spielmann vor dem Rate.
Sie ſprechen all' aus einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht ſein;
Herr Rattenfänger,
Müht Euch nicht länger!
Euer Flötenſpiel iſt eitel Dunſt
Und kam wohl von des Satans Kunſt." —

Am andern Morgen hört man's klingen,
Wie wenn die Nachtigallen ſingen.
Ein Flöten- und ein Liederſang
So ſüß vertraut, ſo liebebang!
Da zieht heran
Der Jägersmann,
Der Rattenfänger,
Der Wunderſänger,

Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In hellen Scharen hinterdrein.

Und holder und holder hört man's klingen,
Wie wenn die lieben Englein singen.
Und vor des Bürgermeisters Tür,
Da tritt sein einzig Kind herfür.
Das Mägdelein
Muß in den Reih'n.
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen.
Er lockt sie nach mit Wunderschall
Und nach der Weser zogen all'.

Die Eltern liefen nach den Toren,
Doch jede Spur war schon verloren.
Kein Eckart hatte sie gewarnt,
Des Jägers Netz hält sie umgarnt.
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins stumm.
Aus ihrem Munde
Kam keine Kunde.
Da hob der Mütter Jammer an.
So rächte sich der Jägersmann.

Wilhelm Hauff

1802–27

169 Reiters Morgengesang

Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt
Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all!

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Julius Mosen

1803–67

170

Hofers Tod

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen Deutschen Reich'
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Tor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknien,
Er sprach: „Das tu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Eduard Mörike

1804–75

171 **In der Frühe**

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
— Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

172 **Lied vom Winde**

Sausewind! Brausewind!
Dort und hier!
Deine Heimat sage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit viel vielen Jahren
Durch die weit weite Welt,
Und möchten's erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wissen es nie.
Bist du klüger als sie,
Magst du es sagen.

— Fort, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Kommen andre nach, unsre Brüder,
Da frag wieder!“

Halt an! Gemach!
Eine kleine Frist!
Sagt, wo der Liebe Heimat ist,
Ihr Anfang, ihr Ende?

„Wer's nennen könnte!
Schelmisches Kind,
Lieb' ist wie Wind,
Rasch und lebendig,
Ruhet nie,
Ewig ist sie,
Aber nicht immer beständig.
— Fort! Wohlauf! auf!
Halt uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wiesen!
Wenn ich dein Schätzchen seh',
Will ich es grüßen.
Kindlein, ade!“

173 **Die traurige Krönung**

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen:
Der meuchelte sein Bruderskind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! wareſt du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
Im leeren Marmorsaale,
Sieht irr in all die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht?“

Da kommt ein seltsam Totenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt inmitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde;

Es lächelt ſterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, des Herze tief erſchrickt.

Darauf der Zug von dannen ſtrich,
Von Morgenluft berauſchet,
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenſter lauſchet;
Der Sohn mit Angſt und Schweigen
Zum Vater tät ſich neigen —
Er neiget über eine Leiche ſich.

174 **Das verlaſſene Mägdlein**

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken;
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

175 **Er ist's**

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

176 **Elfenlied**

Bei Nacht im Dorf der Wächter rief:
Elfe!
Ein ganz kleines Elfchen im Walde schlief —
Wohl um die elfe —
Und meint, es rief ihm aus dem Tal
Bei seinem Namen die Nachtigall,
Oder Silpelit hätt' ihm gerufen.

Reibt sich der Elf die Augen aus,
Begibt sich vor sein Schneckenhaus
Und ist als wie ein trunken Mann,
Sein Schläflein war nicht voll getan,
Und humpelt also tippe tapp
Durchs Haselholz ins Tal hinab,
Schlupft an der Mauer hin so dicht,
Da sitzt der Glühwurm, Licht an Licht.
„Was sind das helle Fensterlein?
Da drin wird eine Hochzeit sein:
Die Kleinen sitzen beim Mahle
Und treiben's in dem Saale.
Da guck' ich wohl ein wenig 'nein!"
— Pfui, stößt den Kopf an harten Stein!
Elfe, gelt, du hast genug?
Gukuk! Gukuk!!

177 **Zum neuen Jahre**

Wie heimlicherweise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In Ihm ſei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, Du rate!
Lenke Du und wende!
Herr, Dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

178

Gebet

Herr! ſchicke was Du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus Deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Beſcheiden.

179

Die Soldatenbraut

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein iſt!
Für den König, da ließ' er ſein Blut,
Für mich aber ebenſogut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz wie die vornehmen Herrn,
Mein Schatz wird auch kein General;
Hätt' er nur seinen Abschied einmal!

Es scheinen drei Sterne so hell
Dort über Marien-Kapell;
Da knüpft uns ein rosenrot Band,
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand.

180

Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich:
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig stille, mein Herze!

181 Neue Liebe

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein? —
In langer Nacht bedacht' ich mir's, und mußte sagen: nein!

So kann ich niemands heißen auf der Erde,
Und niemand wäre mein? —
Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

182

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Robert Reinick

1805–52

183 **Wie ist doch die Erde so schön!**

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen:
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut'!
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Anastasius Grün

(Alexander Graf von Auersperg)

1806–76

184 **Das Blatt im Buche**

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat.
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

185

Zwei Heimgekehrte

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Ferdinand Freiligrath

1810–76

186 O lieb, so lang du lieben kannst!

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb
Und mach ihm jede Stunde froh
Und mach ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint —
Der andre aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst."

Er tat's, vergab dir lange schon;
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort.
Doch still — er ruht, er ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

187 **Die Trompete von Gravelotte**

Sie haben Tod und Verderben gespien:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt —
Küraſſiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen;
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten.

Friedrich von Sallet

1812–43

188

Zieten

Der große König wollte gern sehn,
Was seine Generäle wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergehn,
Daß sie ihm gleich schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu tun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Zieten, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl gar!“
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student.“

Da macht er auf einen Bogen Papier
Einen großen Klecks in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten dann Linien vier,
Die all' in dem Kleckse sich schnitten,
Und jede endete auch in 'nem Klecks.
So schickt er den Bogen dem alten Rex.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann den Alten:
„Zum Schwerenot, Zieten, ist er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?“
Den Bart streicht sich Zieten: „Das ist bald erklärt,
Wenn Eure Majestät mir Gehör gewährt.

Friedrich von Sallet

Der große Klecks in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren.
Dann rück' ich auf einem der Striche vor
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, aufs Ohr."

Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Zieten ist klüger, als ich gedacht,
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rücket an."

Friedrich Hebbel

1813–63

189

Bubensonntag

Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O wie schlüpft' ich dann so hurtig
Aus dem Bett ins Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühstück,
Um zuerst bei Gott zu sein!

Ein Gesangbuch unterm Arme,
Eh' ich 's Lesen noch verstand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verschränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh gesprungen,
Schalt ich: „Komm mir nicht zu nah!"
Kaum daß ich, zur Seite schielend,
Nach der Vogelfalle sah.

Fiel die Kirchentür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtsam-zuversichtlich:
„Jetzt allein sind Gott und du!"

Längst mit ganzem, vollem Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch daß niemand ihn erblicke,
Hielt ich stets für eitel Spott,

Und so hofft' ich jeden Morgen
Endlich einmal ihn zu sehn;
War's denn nichts in meinen Jahren,
Stets um fünfe aufzustehn?

Auf dem hohen Turm die Glocke
War schon lange wieder stumm,
Der Altar warf düstre Schatten,
Gräber lagen ringsherum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: „Jetzt wirst du ihn schaun!“
Aber meine Augen schlossen
Sich zugleich vor Angst und Graun.

Und dies Zittern, dies Erbangen
Und mein kalter Todesschweiß —
Daß der Herr vorbeigewandelt,
Galt mir alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hause
Schlich ich mich in süßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Mut fürs nächste Mal.

190

Der junge Schiffer

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Frisch saust hinein der Wind!
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreist grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hineingesprungen,
Da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur ums Fahren,
Wohin? das gilt mir gleich!

191 **Sag an, o lieber Vogel mein**

„Sag an, o lieber Vogel mein,
Sag an, wohin die Reise dein?"
Weiß nicht, wohin,
Mich treibt der Sinn,
Drum muß der Pfad wohl richtig sein!

„Sag an, o liebster Vogel, mir,
Sag, was verspricht die Hoffnung dir?"
Ach, linde Luft
Und süßen Duft
Und neuen Lenz verspricht sie mir.

„Du hast die schöne Ferne nie
Gesehen, und du glaubst an sie?"
Du frägst mich viel,
Und das ist Spiel,
Die Antwort aber macht mir Müh!

Nun zog in gläubig-frommem Sinn
Der Vogel übers Meer dahin,
Und linde Luft
Und süßer Duft
Sie wurden wirklich sein Gewinn.

192

Abendgefühl

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
Wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

193

Adams Opfer

Die schönsten Früchte, frisch gepflückt,
Trägt er zum grünen Festaltar
Und bringt, mit Blumen reich geschmückt,
Sie fromm als Morgenopfer dar.

Erst blickt er froh, dann wird er still:
„O Herr, wie arm erschein' ich mir!
Wenn ich den Dank dir bringen will,
So borge ich selbst den von dir!"

194 Das Kind am Brunnen

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen.
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter;
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen, so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel stumme freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! so meint's das Kind;
Der Schatten: Hernieder! Hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand.
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle;
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

195 **Gebet**

Die du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

196

Meeresleuchten

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus still empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den sie erkor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen sich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da sie selbst auf ewig wich.

Lächelnd gönnte sie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer sein Leuchten
Bis auf diesen Tag zurück.

197

Sommerbild

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
„So weit im Leben ist zu nah am Tod!“

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

198 **Herbstbild**

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

199 **Den bängsten Traum begleitet**

Den bängsten Traum begleitet
Ein heimliches Gefühl,
Daß alles nichts bedeutet,
Und wär' uns noch so schwül.
Da spielt in unser Weinen
Ein Lächeln hold hinein;
Ich aber möchte meinen,
So sollt' es immer sein!

200 **Sprüche**

i

Ob du dich selber erkennst? Du tust es sicher, sobald du
Mehr Gebrechen an dir als an den andern entdeckst.

Friedrich Hebbel

ii

Deine Tugenden halte für allgemeine des Menschen,
Deine Fehler jedoch für dein besonderes Teil.

iii

Was du teurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene kostet dein Ich, diese doch höchstens dein Glück!

Emanuel Geibel

1815–84

201 **Der Mai ist gekommen**

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt'!
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht.
Es gibt so manche Straße, da nimmer ich marschiert,
Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert.

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl!
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal!
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall.

Und abends im Städtlein, da kehr' ich durstig ein:
„Herr Wirt, Herr Wirt, eine Kanne blanken Wein!
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du!
Von meinem Schatz das Liedel, das sing' ich dazu."

Und find' ich keine Herberg, so lieg' ich zu Nacht
Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Früh' das Morgenrot mich wach.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

202 **Morgenwanderung**

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;

Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Tal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
„Laßt uns dem Herrn lobsingen!"

203 Hoffnung

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

204 **Mittagszauber**

Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel schatten breit;
Von oben sieht, getaucht in Sonnenschein
Und leuchtend Blau, der alte Dom herein.

Am Birnbaum sitzt mein Töchterchen im Gras;
Die Märchen liest sie, die als Kind ich las;
Ihr Antlitz glüht, es ziehn durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört; 's ist Feiertag —
Nur dann und wann vom Turm ein Glockenschlag!
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall!

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar;
Gleichwie im Traum verschmilzt, was ist und war:
Die Seele löst sich und verliert sich weit
Ins Märchenreich der eignen Kinderzeit.

205 **Ostseelieder**

i

Wenn überm Meer das Frührot brennt
Und alle Küsten rauchen,
Wie lieb' ich dann, ins Element
Befreit hinabzutauchen!

Tiefpurpurn ſchwillt um mich die Flut
Und zittert, Well' an Welle;
Mir deucht, ich bad' in Drachenblut
Wie Siegfried einſt, der ſchnelle.

Mein Herz wird feſt, und wie es lauſcht,
Von junger Kraft durchdrungen,
Verſteht's, was Wind und Woge rauſcht,
Und aller Vögel Zungen.

206 *ii*

Sanft verglimmt des Tages Helle,
Und vom letzten Strahl geküßt
Liegt die glatte Meereswelle
Wie geſchmolz'ner Amethyſt.

Kaum ein Lüftchen rührt die Schwingen,
Schweigen rings und Abendglut!
Nur der Fiſcher leiſes Singen
Schwebt verhallend auf der Flut.

Jetzt erſtirbt's; ihr Nachen gleitet
Ohne Laut dem Hafen zu,
Und um meine Seele breitet
Sich dein Zauber, Meeresruh.

207 *iii*

Nun kommt der Sturm geflogen,
Der heulende Nordoſt,
Daß hoch in Rieſenwogen
Die See ans Ufer toſt.

Das ist ein rasend Gischen,
Ein Donnern und ein Schwall,
Gewölk und Abgrund mischen
All ihrer Stimmen Schall.

Und in der Winde Sausen
Und in der Möwe Schrein,
In Schaum und Wellenbrausen
Jauchz' ich berauscht hinein.

Schon mein' ich, daß der Reigen
Des Meergotts mich umhallt,
Die Wogen seh' ich steigen
In grüner Roßgestalt,

Und drüber hoch im Wagen,
Vom Nixenschwarm umringt,
Ihn selbst, den Alten, ragen,
Wie er den Dreizack schwingt.

208 Sanssouci

Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Vasen!
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus!

Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelſtimmen
Laß uns den Hang empor zu den Teraſſen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün!
Dort oben ragt, wo friſch ſich Tann' und Buche miſchen,
Das ſchmucklos heitre Schloß mit breiten Fenſterniſchen,
Darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl: ſein Haupt iſt vorgeſunken,
Sein blaues Ange ſinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet ſich's; ſo ſprüht aus dunkler Luft ein Blitz.
Ein dreigeſpitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückſtock irrt im Sand und ſchreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrſt du: das iſt König Fritz.

Er ſitzt und ſinnt und ſchreibt. Kannſt du ſein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie dort im roten Qualm gegrollt die Feldkanonen,
Indes die Reiterei mit raſſelnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Schwebt ein Geſetz ihm vor, mit dem er weiſ' und milde
Sein ſchlachterſtarktes Volk zu ſchöner Menſchheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngſt die Kriegespauke ſcholl?
Erſinnt er einen Reim, der ſeinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tiſch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden ſoll?

Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
Des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
Dem — ach um ihn! — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche? —
O nein, das alles ist es nicht.

Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein, erschein, o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

209 Sprüche

i

Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle.

ii

Ein gut Gedicht ist wie ein schöner Traum,
Es zieht dich in sich, und du merkst es kaum;
Es trägt dich mühlos fort durch Raum und Zeit,
Du schaust und trinkst im Schau'n Vergessenheit,
Und gleich als hättest du im Schlaf geruht,
Steigst du erfrischt aus seiner klaren Flut.

iii

Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen,
Still im eignen Glanz zu ruhn;
Aber durch ihr bloß Erscheinen
Mag die Schönheit Wunder tun.

iv

Der Maulwurf hört in seinem Loch
Ein Lerchenlied erklingen
Und spricht: wie sinnlos ist es doch
Zu fliegen und zu singen!

v

Proben gibt es zwei, darinnen
Sich der Mann bewähren muß:
Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.

Wolfgang Müller

1816–73

210 **Der Mönch von Heisterbach**

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus, der Apostel, sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr',
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag,"
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Tor.
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend, tritt er ein,
Doch wunderbar — ein andrer sitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr,
Er sagt's — dann murmelt man durchs Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr."

„Der letzte dieses Namens," tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan!"
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit!

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr',
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!"

Georg Herwegh

1817–75

211 Reiterlied

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben!

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben.

Und schnell den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Restchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Dies Restchen dir, o Römisch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

Theodor Storm

1817–88

212

Oktoberlied

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt
So gänzlich unverwüſtlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl iſt es Herbſt; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es ſteht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

213

Abseits

Es ist so still: die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten. —
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

214 **Die Stadt**

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

215 **Einer Toten**

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit geſpenſtig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

216 **Schließe mir die Augen beide**

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.

Und wie leiſe ſich der Schmerz
Well' um Welle ſchlafen leget,
Wie der letzte Schlag ſich reget,
Fülleſt du mein ganzes Herz.

217 **Troſt**

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebeſt, iſt es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir biſt, bin ich zu Haus.

Ich ſeh' dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht.

218 **Über die Heide**

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Klaus Groth

1819–99

219 **Regenlied**

Walle, Regen, walle nieder,
Wecke mir die Träume wieder,
Die ich in der Kindheit träumte,
Wenn das Naß im Sande schäumte!

Wenn die matte Sommerschwüle
Lässig stritt mit frischer Kühle,
Und die blanken Blätter tauten,
Und die Saaten dunkler blauten.

Welche Wonne, in dem Fließen
Dann zu stehn mit nackten Füßen!
An dem Grase hinzustreifen
Und den Schaum mit Händen greifen.

Oder mit den heißen Wangen
Kalte Tropfen aufzufangen,
Und den neu erwachten Düften
Seine Kinderbrust zu lüften!

Wie die Kelche, die da troffen,
Stand die Seele atmend offen,
Wie die Blumen, düftetrunken
In den Himmelstau versunken.

Schauernd kühlte jeder Tropfen
Tief bis an des Herzens Klopfen,
Und der Schöpfung heilig Weben
Drang bis ins verborgne Leben. —

Walle, Regen, walle nieder,
Wecke meine alten Lieder,
Die wir in der Türe sangen,
Wenn die Tropfen draußen klangen!

Möchte ihnen wieder lauschen,
Ihrem süßen, feuchten Rauschen,
Meine Seele sanft betauen
Mit dem frommen Kindergrauen.

Gottfried Keller

1819–90

220

Sommernacht

Es wallt das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Dann geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschе jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich floh'n die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

221

Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh';
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

222

Frühlingsglaube

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

223 **Schlafwandel**

Im afrikanischen Felsental
Marschiert ein Bataillon,
Sich selber fremd, eine braune Schar
Der Fremdenlegion.
Lang' ist ihr wildes Lied verhallt
In Sprachen mancherlei;
Stumm glüht der römische Schutt am Weg,
Schlafend ziehn sie vorbei.

Unter der Trommel vorgebeugt,
Der schlafende Tambour geht,
Es nickt der Kommandant zu Roß,
Von webender Glut umweht;
Es schläft die Truppe, Haupt für Haupt
Unter der Sonne gesenkt,
Von der Gewohnheit Eisenfaust
In Schritt und Tritt gelenkt.

Und was sonst in der dunklen Nacht
Das Zelt nur sehen mag,
Tritt unterm offnen Himmelsblau
Im Wüstenlicht zu Tag.
Es spielt das schmerzliche Mienenspiel
Unglücklichen Manns, der träumt;
Von Gram und Leid und Bitterkeit
Ist jeglicher Mund umsäumt.

Es zuckt die Lippe, zuckt das Aug ;
Auf dürre Wangen quillt
Die unbemeiſterte Träne hin,
Vom Sonnenbrand geſtillt.
Sie ſchaun ein reizend Spiegelbild
Vom kühlen Heimatſtrand,
Das grüne Kleefeld, rot beblümt,
Den Vater, der einſt den Sohn gerühmt,
Verlornes Jugendland!

Ein Schuß — da flattert's weiß heran,
Und ſchon ſteht das Karree
Schlagfertig und munter, und keiner ſah
Des andern Reu' und Weh;
Nur zorniger iſt jeder Mann,
Willkommen ihm der Streit;
Doch wie er kam, zerſtiebt der Feind,
Wie Traum und Reu' ſo weit!

224

Die Zeit geht nicht

Die Zeit geht nicht, ſie ſtehet ſtill,
Wir ziehen durch ſie hin;
Sie iſt ein' Karawanſerai,
Wir ſind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Geſtalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

225 **Siehst du den Stern**

Siehst du den Stern im fernsten Blau,
Der flimmernd fast erbleicht?
Sein Licht braucht eine Ewigkeit,
Bis es dein Aug' erreicht!

Vielleicht vor tausend Jahren schon
Zu Asche stob der Stern,
Und doch steht dort sein milder Schein
Noch immer still und fern.

Dem Wesen solchen Scheines gleicht,
Der ist und doch nicht ist,
O Lieb', dein anmutvolles Sein,
Wenn du gestorben bist!

Theodor Fontane

1819–98

226

Archibald Douglas

„Ich hab' es getragen sieben Jahr',
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg' er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag."

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er sah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,
Darüber ein Pilgerkleid —
Da horch, vom Waldrand scholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meut' und Mann,
Und ehe der Graf sich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wangen schoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an
Und höre mich mit Geduld!
Was meine Brüder dir angetan,
Es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig dich bekriegt,
Denk lieber an die Kinderzeit,
Wo ich dich auf den Knieen gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
Wo ich Spielzeug dir geschnitzt,
Dich gehoben auf deines Vaters Roß
Und Pfeile dir zugespitzt.

Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelherd,
Wo ich dich fischen und jagen froh
Und schwimmen und springen gelehrt.

O denk an alles, was einsten war,
Und sänftige deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet sieben Jahr',
Daß ich ein Douglas bin."

„Ich seh' dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' deine Stimme nicht,
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
Ich lausch' ihm immer noch,
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch.

Ich seh' dich nicht, ich höre dich nicht,
Das ist alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär' ein verlorener Mann."

König Jakob gab seinem Roß den Sporn,
Bergan ging jetzt sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war steil, und die Sonne stach,
Und sein Panzerhemd war schwer,
Doch ob er schier zusammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war dein Seneschall,
Ich will es nicht fürder sein,
Ich will nur warten dein Roß im Stall
Und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich atmen wieder aufs neu
Die Luft im Vaterland.

Und willst du nicht, so hab einen Mut,
Und ich will es danken dir,
Und zieh dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich sterben hier."

König Jakob sprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh!
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
Und du reiteſt an meiner Seit',
Da wollen wir fiſchen und jagen froh
Als wie in alter Zeit."

227

Schloß Eger

Lärmend, im Schloß zu Eger,
Über dem Ungerwein
Sitzen die Würdenträger
Herzogs Wallenſtein:
Tertſchka, des Feldherrn Schwager,
Illo und Kinsky dazu,
Ihre Heimat das Lager
Und die Schlacht ihre Ruh.

Luſtig flackern die Kerzen,
Aber der Tertſchka ſpricht:
„Iſt mir's Nacht im Herzen
Oder vorm Geſicht?
Dieſe Lichter leuchten
Wie in dunkler Gruft,
Und die Wände, die feuchten,
Hauchen Grabesluft."

Feurig funkelt der Unger,
Aber der Kinsky ſpricht:
„Draußen bei Froſt und Hunger
Schüttelte ſo mich's nicht,

Hielte lieber bei Lützen
Wieder in Qualm und Rauch;
Wolle Gott uns schützen,
Oder — der Teufel auch."

Illo nur, Herz wie Kehle
Hält er bei Laune sich,
Dicht ist seine Seele
Gegen Hieb und Stich,
Trägt ein Büffelkoller
Wie sein Körper traun,
Lustiger und toller
War er nie zu schaun.

Und vom Trunke heiser
Ruft er jetzt und lacht:
„Das erst ist der Kaiser,
Wer den Kaiser macht;
Eid und Treue brechen,
Taten wir's allein?
Hoch der König der Tschechen,
Herzog Wallenstein!"

Burg- und Schloßbewohner
Ruhen . . . Da sieh, in Stahl,
Buttlersche Dragoner
Dringen in den Saal;
Buttler selbst, im Helme,
Tritt an den Illo: „Sprich,
Seid ihr Schurken und Schelme,
Oder gut kaiserlich?"

Hei, da fahren die Klingen
Wie von selber heraus,
Von dem Pfeifen und Schwingen
Löschen die Lichter aus;
Weiter geht es im Dunkeln,
Nein, im Dunkeln nicht:
Ihrer Augen Funkeln
Gibt das rechte Licht.

Tertschka fällt; daneben
Kinsky mit Fluch und Schwur;
Mehr um Tod wie Leben
Ficht selbst Illo nur,
Schlägt blindhin in Scherben
Schädel und Flaschen jetzt,
Wie ein Eber im Sterben
Noch die Hauer wetzt.

Licht und Fackel kommen,
Geben düstern Schein:
Ineinander verschwommen
Blinken Blut und Wein;
Überall im Saale
Leichen in buntem Gemisch,
Stumm vor seinem Mahle
Sitzt der Tod am Tisch.

Buttler aber, wie Wetter
Donnert jetzt: „Laßt sie ruhn!
Das sind erst die Blätter,
An die Wurzel nun!“

Theodor Fontane

Bald in des Schloſſes Ferne
Hört man's krachen und ſchrein; —
Schau nicht in die Sterne,
Rette dich, Wallenſtein!

Hermann Lingg

1820–1905

228

Heimkehr

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieſelbe Luft, dieſelben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauſchte wie vor Zeiten,
Am Waldweg ſprang wie ſonſt das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter ſtets empfing, dort ſah
Ich fremde Menſchen fremd gebaren;
Wie weh, wie weh mir da geſchah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, ſind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Moritz Graf Strachwitz

1822–47

229

Das Herz von Douglas

„Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
Gürt um dein lichtblau Schwert,
Schnall an dein schärfstes Sporenpaar
Und sattle dein schnellstes Pferd!

Der Totenwurm pickt in Scones Saal,
Ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
Sieht nimmer den Morgen dämmern!“ —

Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier,
Und als sie kamen vor Königs Palast,
Da blutete Sporn und Tier.

König Robert lag im Norderturn,
Sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
Auf der Treppe rasseln und schüttern!

Ha! Gottwillkomm, mein tapfrer Lord!
Es geht mit mir zu End',
Und du sollst hören mein letztes Wort
Und schreiben mein Testament:

Es war am Tag von Bannockburn,
Da aufging Schottlands Stern,
Es war am Tag von Bannockburn,
Da schwur ich's Gott dem Herrn:

Ich schwur, wenn der Sieg mir sei verliehn
Und fest mein Diadem,
Mit tausend Lanzen wollt' ich ziehn
Hin gen Jerusalem.

Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
Es brach in Müh' und Streit;
Es hat, wer Schottland bändigen will,
Zum Pilgern wenig Zeit.

Du aber, wenn mein Wort verhallt
Und aus ist Stolz und Schmerz,
Sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
Mein schlachtenmüdes Herz.

Du sollst es hüllen in roten Samt
Und schließen in gelbes Gold,
Und es sei, wenn gelesen mein Totenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt.

Und nehmen sollst du tausend Pferd'
Und tausend Helden frei
Und geleiten mein Herz in des Heilands Erd'
Damit es ruhig sei!"

* * *

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
Laßt flattern den Busch vom Haupt,
Der Douglas hat des Königs Herz,
Wer ist es, der's ihm raubt?

Mit den Schwertern schneidet die Taue ab,
Alle Segel in die Höh'!
Der König fährt in das schwarze Grab,
Und wir in die schwarzblaue See!"

Sie fuhren Tage neunzig und neun,
Gen Ost war der Wind gewandt,
Und bei dem hundertsten Morgenschein
Da stießen sie an das Land.

Sie ritten über die Wüste gelb,
Wie im Tale blitzt der Fluß,
Die Sonne stach durchs Helmgewölb
Als wie ein Bogenschuß.

Und die Wüste war still und kein Lufthauch blies,
Und schlaff hing Schärpe und Fahn',
Da flog in Wolken der stäubende Kies,
Draus flimmernde Spitzen sahn.

Und die Wüste ward voll, und die Luft erscholl,
Und es hob sich Wolk' an Wolk',
Aus jeder berstenden Wolke quoll
Speerwerfendes Reitervolk.

Zehntausend Lanzen funkelten rechts,
Zehntausend schimmerten links;
„Allah il Allah!" scholl es rechts,
„Il Allah!" scholl es links.

Der Douglas zog die Zügel an,
Und still stand Herr und Knecht:
„Beim heiligen Kreuz und Sankt Alban,
Das gibt ein grimmig Gefecht!“

Eine Kette von Gold um den Hals ihm ging,
Dreimal umging sie rund,
Eine Kapsel an der Kette hing,
Die zog er an den Mund:

„Du bist mir immer gegangen voran,
O Herz, bei Tag und Nacht;
Drum sollst du auch heut, wie du stets getan,
Vorangehn in die Schlacht.

Und verlasse der Herr mich drüben nicht,
Wie ich hier dir treu verblieb,
Und gönne mir noch auf das Heidengezücht
Einen christlichen Schwerteshieb.“

Er warf den Schild auf die linke Seit'
Uud band den Helm herauf,
Und als zum Würgen er saß bereit,
In den Bügeln stand er auf:

„Wer dies Geschmeid' mir wieder schafft,
Des Tages Ruhm sei sein!“
Da warf er das Herz mit aller Kraft
In die Feinde mitten hinein.

Sie schlugen das Kreuz mit dem linken Daum,
Die Rechte den Schaft legt' ein,
Die Schilde zurück und los den Zaum!
Und sie ritten drauf und drein. —

Und es war ein Stoß, und es war eine Flucht
Und rasender Tod rundum,
Und die Sonne versank in die Meeresbucht,
Und die Wüste war wieder stumm.

Und der Stolz des Ostens, er lag gefällt
Im meilenweiten Kreis,
Und der Sand ward rot auf dem Leichenfeld,
Der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen durch Gottes Huld
Entrann nicht Mann noch Pferd,
Kurz ist die schottische Geduld
Und lang ein schottisch Schwert!

Doch wo am dichsten ringsumher
Die Feinde lagen im Sand,
Da hatte ein falscher Heidenspeer
Dem Grafen das Herz durchrannt.

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
Längst aus war Stolz und Schmerz!
Doch unter dem Schilde festgeklemmt
Lag König Roberts Herz.

Conrad Ferdinand Meyer

1825–98

230

Lenz Triumphator

Frühling, der die Welt umblaut,
Frühling mit der Vöglein Laut,
Deine blüh'nden Siegespforten
Allerenden, allerorten
Haſt du niedrig aufgebaut!

Ungebändigt, kreuz und quer,
Über alle Pfade her
Schießen blütenſchwere Zweige,
Daß dir jedes Haupt ſich neige,
Und die Demut iſt nicht ſchwer.

231

Abendwolke

So ſtille ruht im Hafen
Das tiefe Waſſer dort,
Die Ruder ſind entſchlafen,
Die Schifflein ſind im Port.

Nur oben in dem Äther
Der lauen Maiennacht,
Dort ſegelt noch ein ſpäter
Friedfert'ger Ferge ſacht.

Die Barke ſtill und dunkel
Fährt hin in Dämmerſchein
Und leiſem Sterngefunkel
Am Himmel und hinein.

232 **Säerspruch**

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung!
Dort fällt ein Korn, das ſtirbt und ruht.
Die Ruh iſt ſüß. Es hat es gut.
Hier eins, das durch die Scholle bricht.
Es hat es gut. Süß iſt das Licht.
Und keines fällt aus dieſer Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

233 **Der Geſang des Meeres**

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt ihr? Fahret wohl! auf Wiederſehen!
Eure wandelluſtigen Geſtalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.

Ihr langweilet euch auf meinen Wogen,
Dort die Erde hat euch angezogen:
Küſten, Klippen und des Leuchtturms Feuer!
Ziehet, Kinder! Geht auf Abenteuer!

Segelt, kühne Schiffer, in den Lüften!
Sucht die Gipfel! Ruhet über Klüften!
Brauet Stürme! Blitzet! Liefert Schlachten!
Traget glüh'nden Kampfes Purpurtrachten!

Rauſcht im Regen! Murmelt in den Quellen!
Füllt die Brunnen! Rieſelt in die Wellen!
Brauſt in Strömen durch die Lande nieder —
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

234 Der Ritt in den Tod

„Greif aus, du mein junges, mein feuriges Tier!
Noch einmal verwachs' ich centauriſch mit dir!

Umſchmettert mich, Tuben! Erhebet den Ton!
Den Latiner beſiegte des Manlius Sohn!

Voran die Trophä'n! Der latiniſche Speer!
Der eroberte Helm! Die erbeutete Wehr!

Duell iſt bei Strafe des Beiles verpönt . . .
Doch er liegt, der die römiſche Wölfin gehöhnt!

Lictoren, erfüllet des Vaters Gebot!
Ich beſitze den Kranz und verdiene den Tod —

Bevor es ſich rollend im Sande beſtaubt,
Erheb' ich im ewigen Jubel das Haupt!"

235 Mit zwei Worten

Am Geſtade Paläſtinas, auf und nieder, Tag um Tag,
„London?" frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag.
„London!" bat ſie lang vergebens, nimmer müde, nimmer zag,
Bis zuletzt an Bord ſie brachte eines Bootes Ruderſchlag.

Sie betrat das Deck des Seglers, und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. „London?“ frug sie, von der Heimat abgekehrt,
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgestreckte Hand belehrt,
Nach den Küsten, wo die Sonne sich in Abendglut verzehrt . . .

„Gilbert?“ fragt die Sarazenin im Gedräng' der großen Stadt,
Und die Menge lacht und spottet, bis sie dann Erbarmen hat.
„Tausend Gilbert gibt's in London!“ Doch sie sucht und wird nicht matt.
„Labe dich mit Trank und Speise!“ Doch sie wird von Tränen satt.

„Gilbert!“ „Nichts als Gilbert? Weißt du keine andern Worte? Nein?“
„Gilbert!“ — „Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert Becket sein,
Den gebräunt in Sklavenketten glüher Wüste Sonnenschein,
Dem die Bande löste heimlich eines Emirs Töchterlein!“

„Pilgrim Gilbert Becket!“ dröhnt es, braust es längs der Themse Strand.
Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt,
Über seine Schwelle führt er, die das Ziel der Reise fand. —
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

236 **Gloriola**

Wir malten eine Sonnenuhr zum Spaß,
Als ich in Fuldas Klosterschule saß.

Ringsum ein Spruch, gedankentief und fein
Und schlagend, mußte nun ersonnen sein.

Herr Abbas sprach: „Zwei Worte sind gegönnt,
Ihr Schüler, sucht und eifert, ob ihr's könnt!"

Hell träumend ging ich um, mich mied der Schlaf,
Bis mich wie Blitzesstrahl das Rechte traf:

„Ultima latet." Stund' um Stunde zeigt
Die Uhr, die doch die letzte dir verschweigt.

Herr Abbas sprach: „Das hast du klug gemacht.
Es ist antik und christlich ist's gedacht." —

Manch Kränzlein hab' ich später noch erjagt,
Wie dieses erste hat mir keins behagt;

Denn Süßres gibt es auf der Erde nicht
Als ersten Ruhmes zartes Morgenlicht.

237 **Der gleitende Purpur**

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
Schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben.
Kaiser Otto lauscht der Mette,
Diener hinter sich mit Spend' und Gaben.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute, da die Himmel niederſchweben,
Wird dem Elend und der Blöße
Mäntel er und warme Röcke geben.

Hundert Bettler ſtehn erwartend —
Einer hält des Kaiſers Knie umfangen
Mit den wundgeriebnen Armen,
Dran zerrißner Feſſeln Enden hangen.

— „Schalk! Was zerrſt du mir den Purpur?
Harr' und bete! Kennſt du mich als Kargen?"
Doch der Bettler hält den Mantel
Feſt und jammert: „Kennſt du mich, den Argen?

Du Geſalbter und Erlauchter!
Kennſt du mich? . . . Du haſt mit mir gelegen,
Mit dem Siechen, mit dem Wunden,
Unter eines Mutterherzens Schlägen.

Aus demſelben Wollentuche
Schnitt man uns die Kappen und die Kleider!
Aus demſelben Pſalmenbuche
Sang das friſche Jugendantlitz beider!

‚Heinz, wo biſt du? Heinz, wo bleibſt du?'
Haſt zum Spiele du mich oft gerufen
Durch die Säle, durch die Gänge,
Auf und ab der Wendeltreppe Stufen . . .

Wehe mir! Da du dich krönteſt,
Hat des Neides Natter mich gebiſſen!
Mit dem Lügengeiſt im Bunde
Hab' ich dieſes deutſche Reich zerriſſen!

Als den ungetreuen Bruder
Und Verräter haſt du mich erfunden!
Du ergrimmteſt und du warfeſt
In die Kerkertiefe mich gebunden . . .

In der Tiefe meines Kerkers
Hab' ich ohne Mantel heut gefroren . . .
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute wird der Welt das Heil geboren!" —

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
Hundert Bettler ſtrecken jetzt die Hände.
„Gib uns Mäntel! Gib uns Röcke!
Sei barmherzig! Gib uns deine Spende!"

Eine Spange löſt der Kaiſer
Sacht. Sein Purpur gleitet, gleitet, gleitet
Über ſeinen ſünd'gen Bruder,
Und der erſte Bettler ſteht bekleidet . . .

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Jubelt Erd' und Himmelreich mit Schallen.
Gloria! Gloria! Friede! Freude!
Und am Menſchenkind ein Wohlgefallen!

238 **Miltons Rache**

Am Grab der Republik ist er gestanden,
Doch sah er nicht des Stuart Schiffe landen,
Ihn hüllt' in Dunkel eine güt'ge Macht:
Er ist erblindet! Herrlich füllt mit lichten
Gebilden und dämonischen Gesichten
Die Muse seines Auges Nacht . . .

Ein eifrig Mädchenantlitz neigt sich neben
Der müden Ampel, feine Finger schweben,
Auf leichte Blätter schreibt des Dichters Kind
Mit eines Stiftes ungehörtem Gleiten
Die Wucht der Worte, die für alle Zeiten
In Marmelstein gehauen sind . . .

Er spricht: „Zur Stunde, da" — Hohnrufe gellen,
Das Haupt, das blinde, bleiche, zuckt in grellen,
Lodernden Fackelgluten, zürnt und lauscht . . .
Durch Londons Gassen wandern um die Horden
Der Kavaliere, Schlaf und Scham zu morden,
Von Wein und Übermut berauscht:

„Schaut auf! Das ist des Puritaners Erker!
Der Schreiber hält ein blühend Kind im Kerker!
Der Schuhu hütet einen duft'gen Kranz!
Wir schreiten schlank und jung, wir sind die Sünden
Und kommen ihr das Herzchen zu entzünden
Mit Saitenspiel und Reigentanz!

Vertreibt den Kauz vom Neſt! Umarmt die Dirne!“
Geklirr! Ein Stein! . . . Still blutet eine Stirne,
Den Vater ſchirmt das Mädchen mit dem Leib,
Die Bleiche drückt er auf den Schemel nieder,
Ein Richter, kehrt zu ſeinem Lied er wieder:
„Nimm deinen Stift, mein Kind, und ſchreib!

Zur Stunde, da des Laſterkönigs Knechte
Umwandern, die Entheiliger der Nächte . . .
Zur Stunde, da die Hölle frechen Schalls
Aufſchreit, empor zu den erhab'nen Türmen . . .
Zur Stunde, da die Rieſenſtadt durchſtürmen
Die blut'gen Söhne Belials . . . .“

So ſang mit wunder Stirn der geiſterblaſſe
Poet. Verſchollen iſt der Lärm der Gaſſe,
Doch ob Jahrhundert um Jahrhundert flieht,
Von einem bangen Mädchen aufgeſchrieben,
Sind Miltons Rächerverſe ſtehn geblieben,
Verwoben in ſein ewig Lied.

Joſeph Viktor von Scheffel

1826–86

239 **Alt Heidelberg, du feine**

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

Joseph Viktor von Scheffel

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's draußen zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal.

Paul Heyse

1830–1914

240

Über ein Stündlein

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Über den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.

Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert,
Aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag ihm ab, dem törigen Neid:
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

241 **Treueste Liebe**

Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester,
Als eins am andern hält.

Zwei Liebsten so oft sich scheiden,
Denn Minne verglüht geschwind.
Geschwister in Lust und Leiden
Die bleiben sich hold gesinnt,

So treulich als wie zusammen
Der Mond und die Erde gehn,
Der ewigen Sterne Flammen
Alle Nacht beieinander stehn.

Die Engel im himmlischen Reigen
Frohlocken dem holden Bund,
Wenn Bruder und Schwester sich neigen
Und küssen sich auf den Mund.

242

Morgenwind

Wenn noch kaum die Hähne krähen,
Macht sich auf der Morgenwind,
Feget aus mit starkem Wehen
Stadt und Flur und Wald geschwind.

Allen Bäumen in der Runde
Schüttelt er die Locken aus,
Weckt die Blümlein in dem Grunde,
Lockt die Lerch' ins Tal hinaus.

Nebel, die an Bergen hangen,
Jagt er ohne Gnade fort;
Kommt Frau Sonne dann gegangen,
Find't sie sauber jeden Ort.

Will sie bei dem treuen Winde
Sich bedanken in Person,
Ist er, daß ihn keiner finde,
Über alle Berge schon.

Ferdinand von Saar

1833–1906

243 **Drahtklänge**

Ihr dunklen Drähte, hingezogen
Soweit mein Aug' zur Ferne schweift,
Wie tönt ihr, wenn der Lüfte Wogen
In euch so wie in Saiten greift!

O welch ein seltsam leises Klingen,
Durchzuckt von schrillem Klagelaut,
Als hallte nach, was euren Schwingen
Zu raschem Flug ward anvertraut.

Als zitterten in euch die Schmerzen,
Als zitterte in euch die Lust,
Die ihr aus Millionen Herzen,
Verkündend, tragt von Brust zu Brust.

Und so, ihr wundersamen Saiten,
Wenn euch des Windes Hauch befällt,
Erklingt ihr in die stillen Weiten
Als Äolsharfe dieser Welt!

244 **Nun ist das Korn geschnitten**

Nun ist das Korn geschnitten,
Die Felder leuchten fahl,
Ringsum ein tiefes Schweigen
Im heißen Sonnenstrahl.

Verblüht ist und verklungen,
Was duftete und sang,
Nur sanft tönt von den Triften
Der Herdeglockenklang.

Das ist, o Menschenseele,
Des Sommers heil'ger Ernst,
Daß du, noch eh' er scheidet,
Dich still besinnen lernst.

245

Herbst

Der du die Wälder färbst,
Sonniger, milder Herbst,
Schöner als Rosenblühn
Dünkt mir dein sanftes Glühn.

Nimmermehr Sturm und Drang,
Nimmermehr Sehnsuchtsklang;
Leise nur atmest du
Tiefer Erfüllung Ruh.

Aber vernehmbar auch
Klaget ein scheuer Hauch,
Der durch die Blätter weht,
Daß es zu Ende geht.

Felix Dahn

1834–1912

246

Gotentreue

Erſchlagen lag mit ſeinem Heer
Der König der Goten, Theodemer.

Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wal;
Die Geier ſtießen herab zutal.

Der Mond ſchien hell; der Wind pfiff kalt;
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
Den Helm zerſchroten, zerhackt den Schild.

Der erſte über dem Sattel quer
Trug ſeines Königs zerbrochenen Speer.

Der zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mittendurch ein Schlachtbeil ſchlug.

Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.

So kamen ſie an die Donau tief,
Und der erſte hielt mit dem Roß und rief:

„Ein zerhauener Helm, ein zerſpellter Speer —
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!“

Und der zweite ſprach: „In die Wellen dort
Verſenkt den traurigen Gotenhort!

Dann ſpringen wir nach dem Uferrand —
Was ſäumeſt du, Vater Hildebrand?“

„Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer,
Ihr treuen Geſellen, ich habe mehr!“

Auf ſchlug er ſeinen Mantel weich:
„Hier trag' ich der Goten Hort und Reich.

Und habt ihr gerettet Speer und Kron',
Ich habe gerettet des Königs Sohn.

Erwache, mein Knabe, ich grüße dich,
Du König der Goten, Jungdieterich!“

Albert Möſer

1835–1900

247 **Wallenſtein vor Stralſund**

Mit Hörnergetön in blitzender Wehr
Vor Stralſunds Wälle zog Friedlands Heer.
Ringsum längſt zwang er die Länder ins Joch,
Nur Stralſund trotzte, das mächtige, noch.
Doch eh' noch Kartaunen erdröhnten im Feld,
Entbot er zu ſich die Ratsherrn ins Zelt;
Die traten gefaßt vor ſein Angeſicht
Und zitterten nicht.

Der Friedland ſprach: „Ihr Herren vom Rat,
Dem Trotz nun entſagt, bevor es zu ſpat!
Nach Recht und Geſetz iſt mein dieſes Land,
So will es der Kaiſer, Herr Ferdinand;

Drum fügt euch und tut, was der Mächt'ge gebeut,
Von Gegenwehr laßt und ergebt euch noch heut!"
Drauf sprachen die Ratsherrn, getreu der Pflicht:
„Das tun wir nicht!"

Das Wort, es weckte gar herben Verdruß
Dem böhmischen Generalissimus,
Doch zwang er sich noch und sprach: „Wohlan!
Geehrt stets hab' ich den tapferen Mann;
Drum sei euch gelassen der Freiheit Glück,
Zahlt ihr mir Geldes ein tüchtiges Stück."
Die Ratsherrn entgegneten ernst mit Gewicht:
„Das haben wir nicht!"

Da hob sich aufs höchste des Friedland Groll,
An seinen Schläfen die Ader schwoll,
Er ballte die Faust, und mit grimmigem Mut
Warf er zur Erde den Feldherrnhut.
Er nannte die Bürger verruchte Gesellen,
Schurken, Verräter und schnöde Rebellen.
Drauf sprachen die Ratsherrn gelassen und schlicht:
„Das sind wir nicht."

Sie schieden hinweg, aufnahm sie das Tor.
Der Friedland indessen, der rasende, schwor:
„Und hing' es mit Ketten am Himmelszelt,
Stralsund, das hohe, das trotzige, fällt!"
Viel Kugeln verschoß er in grimmigem Haß,
Bestürmte die Stadt ohne Unterlaß,
Er wollte sie strafen mit blut'gem Gericht —
Und nahm sie nicht.

Arthur Fitger

1840–1909

248

Zwei Paten

Der König wollte taufen
Den neugebornen Sohn;
Rings horchte der Gäste Haufen
Des Bischofs Festsermon.

Da kam wohl über die Stiege
Mit leichtem Schritt herbei
Und trat an des Kindleins Wiege
Eine wunderschöne Fey.

„Dich will ich wohl bedenken,
Mein Kind, mit mächtigem Wort,
Ein Königreich dir schenken
Im tannendunklen Nord.

Verlaß im Stahlgeschmeide
Dein hohes Vaterhaus
Und ziehe weit über die Heide,
Dein Reich zu suchen, aus!“

Da in der Gäste Mitte
Zur Wiege trat herbei
Mit leicht geflügeltem Schritte
Eine andre schöne Fey.

„Dich will ich wohl bedenken,
Mein Kind, mit reicher Hand,
Ein Königreich dir schenken
Am südlichen Palmenstrand.

Du sollst deinen Rappen zäumen,
Umgürten dir das Schwert,
Und suchen in fernen Räumen
Das Reich, das ich beschert!“

In stolzer Augenweide
Lächelten von dem Thron
Die freud'gen Eltern beide
Herab auf ihren Sohn. —

Und fragt ihr nach dem Knaben,
Was Hohes er gewann?
Da drunten liegt begraben
Ein greiser Bettelmann.

Sein Leben war zersplittert
Für dies, für das Idol,
So wie die Nadel zittert
Vom Pol zum Gegenpol.

Kein Reich hat er erworben,
Verloren die Heimat dazu;
Er ist gestorben, verdorben —
Gott gebe der Seele Ruh!

Victor Blüthgen

geb. 1844

249 Ach, wer doch das könnte!

Gemäht sind die Felder, der Stoppelwind weht,
Hoch droben in Lüften mein Drache nun steht,
Die Rippen von Holze, der Leib von Papier;
Zwei Ohren, ein Schwänzlein sind all seine Zier.
Und ich denk': so drauf liegen im sonnigen Strahl —
Ach, wer doch das könnte nur ein einziges Mal!

Da guckt' ich dem Storch in das Sommernest dort:
Guten Morgen, Frau Storchen, geht die Reise bald fort?
Ich blickt' in die Häuser zum Schornstein hinein:
Papachen, Mamachen, wie seid ihr so klein!
Tief unter mir säh' ich Fluß, Hügel und Tal —
Ach, wer doch das könnte nur ein einziges Mal!

Und droben, gehoben auf schwindelnder Bahn,
Da faßt' ich die Wolken, die segelnden, an;
Ich ließ' mich besuchen von Schwalben und Krähn
Und könnte die Lerchen, die singenden, sehn;
Die Englein belauscht' ich im himmlischen Saal —
Ach, wer doch das könnte nur ein einziges Mal!

Detlev von Liliencron

1844–1909

250

Tod in Ähren

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden,

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense sirrt im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

251

Wer weiß wo

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo."

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch du
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh.
Wer weiß wo.

252

Siegesfeſt

Flatternde Fahnen
Und frohes Gedränge.
Fliegende Kränze
Und Siegesgeſänge.

Schweigende Gräber,
Verödung und Grauen.
Welkende Kränze,
Verlaſſene Frauen.

Heißes Umarmen
Nach ſchmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
Erſtorbene Tränen.

253

Krieg und Friede

Ich ſtand an eines Gartens Rand
Und ſchaute in ein herrlich Land,
Das, weit geländet, vor mir blüht,
Drin heiß die Ernteſonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum;
Wir lauſchten einer Nachtigall,
Und Friede, Friede überall.
Ein Zug auf fernem Schienendamm
Kam angebrauſt. Wie zauberſam!
Er brachte frohe Menſchen her
Und Güterſpenden, ſegenſchwer.

* * *

Einst sah ich den metallnen Strang
Zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
War damals wildzerwühlter Grund.
Der Sommermorgen glänzte schön
Wie heute; glitzernd von den Höhn,
‚Den ganzen Tag mit Sack und Pack,'
Brach nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,
Des Feindes wundervolles Heer.
Ich stützte, wie aus Erz gezeugt,
Mich auf den Säbel, vorgebeugt,
Mit weiten Augen, offnem Mund,
Als starrt' ich in den Höllenschlund.
Nun sind sie da! „Schnellfeuer!" „Steht!"
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
Und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz' ich, einer sticht
Und zerrt mich, ich erraff' mich nicht,
Und um mich, vor mir, unter mir
Ein furchtbar Ringen, Gall und Gier.
Und über unserm wüsten Knaul
Bäumt sich ein scheu gewordner Gaul
Ich seh' der Vorderhufe Blitz,
Blutfestgetrockneten Sporenritz,
Den Gurt, den angespritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüstern Rot.
Und zwischen uns mit Klang und Kling

Platzt der Granate Eisenring:
Ein Drache brüllt, die Erde birst,
Einfällt der Weltenhimmelfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
Umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

* * *

Ich stand an eines Gartens Rand
Und schaute in ein herrlich Land,
Das ausgebreitet vor mir liegt,
Vom Friedensfächer eingewiegt.
Und Arm in Arm, es ist kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum;
Wir lauschen einer Nachtigall,
Und Rosen, Rosen überall.

254 Meiner Mutter

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen,
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
Ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

255 Aus der Kinderzeit

In alten Briefen saß ich heut vergraben,
Als einer plötzlich in die Hand mir fiel,
Auf dem die Jahresziffer mich erschreckte,
So lange war es her, so lange schon.
Die Schrift stand groß und klein und glatt und kraus
Und reichlich untermischt mit Tintenklecksen:
„Mein lieber Fritz, die Bäume sind nun kahl,
Wir spielen nicht mehr Räuber und Soldat,
Türk hat das rechte Vorderbein gebrochen,
Und Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh,
Papa ist auf die Hühnerjagd gegangen.
Ich weiß nichts mehr. Mir geht es gut.
Schreib bald und bleibe recht gesund.
Dein Freund und Vetter Siegesmund.“ —

„Die Bäume sind nun kahl“, das herbe Wort
Ließ mich die Briefe still zusammenlegen,
Gab Hut und Handschuh mir und Rock und Stock
Und drängte mich hinaus in meine Heide.

256 Der Kampf um die Wasserstelle

(Gefecht bei Groß-Nabas in Südwestafrika am 2. bis 4. Januar 1905.)

Im südwestafrikanischen Land,
Bei Kalkfontein, im Aubgebiet,
Liegt im ewig sengenden Sonnenbrand
Ein kühler Kolk zwischen Röhricht und Ried.
Es singen die Quellen, sie bieten den Gruß:
Trinkt! Trinkt! und netzt euch den staubmüden Fuß
An der klaren, frischen Wasserstelle.

Wasser! Die Witbois halten es fest;
Um den Trunk tobt seit drei Tagen der Tod.
„Wasser! Dann mag mich fressen die Pest!
Nur einen Tropfen in letzter Not!“
Es plappern die Wellchen kokett und kalt,
Sie plätschern und plauschen: Kommt bald, kommt bald
An die klare, frische Wasserstelle.

Vier Tage! Wir stürmen zum fünftenmal,
Und wäre das Labsal von Teufeln umringt.
Wasser! Wann endlich endet die Qual!
Noch einmal gestürmt! Es gelingt, es gelingt!
Wie in der Heimat durch Wald und Feld
Sprudelt das Bächlein, o selige Welt,
An der klaren, frischen Wasserstelle.

Umsonst! Nun liegen wir mürb und matt,
Verdurstend, die Lippen sind rissig und wund,
Der Wahnsinn hält uns am Boden platt,
Glühheiß ist der Stein dem saugenden Mund.
Die Nixen winken: Bei uns ist es kühl,
Kommt, badet mit uns im heitern Gespül
Der klaren, frischen Wasserstelle.

„Wasser! Wasser! Nur einen Schluck!"
Einer ruft heilig, schon wirr ist sein Sinn,
Das Wässerchen drüben äfft gluckgluckgluck:
„Gott führet zum frischen Wasser mich hin."
Das Wellchen schwatzt weiter und kichert und lacht
Und hat seine windigen Scherze gemacht
Auf der klaren, frischen Wasserstelle.

In der Batterie herrscht Gräberruh,
Offiziere und Mannschaft sind zermetzt;
Kein Schuß mehr, Hans Klapperbein schmunzelt dazu,
Gefallen fast alles und zerfetzt.
Und drüben das Teichlein lädt ungestüm ein:
Trinkt doch und wascht euch die Wunden rein
An der klaren, frischen Wasserstelle.

Getroffen im Unterleib, ächzt der Major,
In der furchtbaren Hitze, drei Tage lang.
Kein Arzt. Er rafft sich vergebens empor:
„Wasser!" Er hört nur Höllengesang.
Durch Tag und Nacht höhnt das Quellengegluck.
„Wasser! Ein einziger kleiner Schluck
Aus der klaren, frischen Wasserstelle!"

Da kriecht ein Sergeant, zerschossen wie er,
An seine Stelle, mühsam, und lallt:
„Ein letzter Rest Rotwein, ich bring' ihn her
Unserm lieben Major; nun trinkt alsbald!"
Die Quelle ruft drüben ohn' Unterlaß:
Kommt her zu mir, eilt an mein Übermaß,
An die klare, frische Wasserstelle.

Der Major, mit gierigem Blick, lehnt ab:
„Dank! Treuer! Trink du: ich bin nicht mehr nütz,
Du hast noch Kraft, du bist noch nicht schlapp,
Schlepp' dich zurück an Batterie und Geschütz."
Es murmelt das Fließ wie im Paradies,
Und klangvoll hüpft über Gries und Kies
Die klare, frische Wasserstelle.

Der Sergeant bricht zusammen, der Rotwein mischt
Sich im mehlichten Sand mit dem sickernden Blut,
Während beider Qual im Durst erlischt;
Und alles feiert und rastet und ruht.
Die Quelle nur rieselt von Bord zu Bord
Und läuft und lockt immerfort, immerfort
Auf der klaren, frischen Wasserstelle.

Vorwärts! Der letzte Sturm gelingt.
Und alles wirft sich kopfüber hinein,
Die Pferde zittern, die Nüster klingt,
Der Durst ist besiegt, und aus ist die Pein.
Um die Quelle verzieht sich der Pulverqualm;
Von Leben und Lorbeer flutet ein Psalm
Ob der klaren, frischen Wasserstelle.

ANMERKUNGEN

Abkürzungen. d. i. = das ist. vergl. = vergleiche. u. s. w. = und so weiter. v. Chr. = vor Christi Geburt. z. B. = zum Beispiel. † = gestorben.

Die Ziffer vor der Anmerkung bezeichnet das Gedicht; die römischen Ziffern bezeichnen die Strophen, die ihnen folgenden arabischen die Zeilen.

1. Das Lied ist eine Bearbeitung des 46. Psalms. Heine nannte es 'die Marseiller Hymne der Reformation', Carlyle hörte darin 'the sound of Alpine avalanches, the first murmur of earthquakes'. Es ist oft ins Englische übersetzt worden, zuerst um 1538 von Bischof Coverdale ('Oure God is a defence and towre'), dann von Robert Montgomery, Longfellow und anderen.

i, 1 Ein und die Adjektive werden im 16. Jahrhundert oft unflektiert gebraucht. 2 Waffen = Waffe. 3 macht uns frei von aller Not. 4 itzt = jetzt. ii, 3 ſtreit = streitet. 7 Herr Zebaoth, Herr der Heerscharen. 9 Feld, Schlachtfeld. Er muß siegen. iii, 5 Vergl. St. Johannes xvi, 11. 6 ſauer, grimmig. Wie sehr er auch droht. 7 nicht = nichts. 8 gericht = gerichtet. iv, 1 ſtahn = stehen. 2 Und sollen keinen Dank dafür erhalten (da sie es doch nur gezwungen tun). 3 Plan, Kampfplatz. 8 'ſ = es, Gen. Sing.: sie haben keinen Gewinn davon. 9 Das Reich, das himmlische Reich.

2. 3 Ergänze und am Anfange der Zeile. 4 Wegſcheide, Scheideweg, Kreuzweg. **Seite 3,** 1 Vergl. Habakuk i, 3, 4. 18 daß ordinieren, besser ordnen.

27 gebeut = gebiete, willt = willst. **Seite 4,** 6 Händ = Hand. 7 des, darüber. 8 däuchte sich ganz geeignet für die Herrlichkeit. 13 mit, mit ihr. 14 Nam = Namen. 20 was = war. **Seite 5,** 16 Schnauden, Schnaufen. 17 nachtrollen, nachlaufen. 20 verzehrte, verbrachte. 21 auf den Abend spat, spät am Abend. **Seite 6,** 3 töcht', taugte. 7 fort, fortan, in Zukunft. 8 weil, so lange, während.

3. Seite 7, 8 frumm, tapfer. 9 zugesetzt, verloren, geopfert. Blute = Blut.

4. ii, 1 Vor, zuvor, vorher. 3 Der ganzen Welt Revier, der ganzen Welt Bereich, die ganze Welt. iii, 1 Sonnen = Sonne. 2 heraußer, heraus. viii, 2 Scherz, Laune.

5. i, 3 Da man mit, womit man. vi, 4 erlassen, vergeben.

6. Dach schrieb das Gedicht in ostpreußischem Dialekte für die Hochzeit eines Freundes mit Anna, der Tochter des Pfarrers Neander in Tharau bei Königsberg. Herder übertrug es ins Hochdeutsche, hat aber einige Dialektwörter beibehalten (Strophe IV, schlahn = schlagen, stahn = stehn) und in vi, vii, x die Reime geopfert.

v, 2 Verknotigung, Verknüpfung, Stärkung.

7. ii, 6 Vergl. St. Matth. vi, 29. iv, 1 Glucke, Henne. vi, 3 Sinnen = Sinne. viii, 5 eingestimmt, harmonisch zusammenklingend.

8. Vor Antritt einer Reise nach Rußland und Persien geschrieben. iii, 2 versehen, bestimmt. 5 was ihn in bezug auf mich beliebt. 6 erliest, erwählt. iv, 3 gebeut = gebietet. v, 1 Sei ruhig und gefaßt.

9. i, 3 jetzund = jetzt. iv, 3 einig = einziger.

10. Aus dem Roman 'Simplicissimus', der die Greuel des Dreißigjährigen Krieges schildert. Der Knabe Simplicissimus ist vor plündernden Soldaten in den Wald geflohen und hat in der Hütte eines Einsiedlers Aufnahme

gefunden. Dort hört er in der Nacht den Einsiedler das Lied singen.

i, 4 den Schöpfer dein = deinen Schöpfer. 5 ſchlafen ſein = schlafend (eingeschlafen) sind. iii, 6 betören, vertreiben. iv, 1 ſo, die. v, 6 In Gottes Lob die Zeit vertreiben.

11. Nachahmung des Liedes 'Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus'. i, 2 weil, so lange. 6 jetzo = jetzt. ii, '*Vita nostra brevis est, brevi finietur.*' iii, '*Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere?*'

13. Goethe nennt das Lied »einzig schön und wahr«. Heine urteilt: »Mondschein, Mondschein in Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, strahlt in dem Liede.«

14. Goethe: »Einzig lustig und gutlaunig.«

15. vii, 1 greinet, schluchzt, jammert.

16. iv, 4 Ist schuld an meinem Tode.

17. i, 6 gaukeln, umherflattern. ii, 3 itzo = jetzt. Beobachte den fröhlich hüpfenden Rhythmus des Gedichtes.

19. Die Erzählung findet sich schon bei Hans Sachs: 'Der singende Schuster von Lübeck'. Hagedorns Vorlage war La Fontaine's 'Le savetier et le financier,' aber aus dem *savetier* hat er einen *savonnier* gemacht.

Seite 24, 16 Ein Sohn von Eltern, die sich aus Eigennutz (des Geldes wegen) geheiratet hatten. 24 vermaledeien (lat. *maledicere*, franz. *maudire*), verwünschen. **Seite 25,** 4 Wie fangt Ihr's an? Wie macht Ihr's, daß Ihr immer so vergnügt seid? 7 Mir fällt nicht bei, mir fällt nicht ein, ich denke nicht daran. 10 der, ſo auf ihn kommt, der nächste Tag. 19 rot gefärbt, rot gedruckt (im Kalender). **Seite 26,** 6 Weide, Entzücken. 9 Band, eiserne Bänder. 19 Zärtling, ein verweichlichter Mensch.

21. 1 ertanzen müſſen, hatte ertanzen müssen. 2 Entrann und kehrte heim. 6 Petz, Name des Bären.

23. Vergl. die Ode des Horaz 'Ad Leuconoen' mit der Mahnung '*carpe diem*', und Herrick's

Gather ye rosebuds while ye may,
Old Time is still a-flying.

24. Nach La Fontaine's 'La laitière et le pot au lait'. 4 Stübchen, altes Flüssigkeitsmaß. 12 letzen, sich freuen. **Seite 32,** 9 Junker (= Jungherr), Gutsherr, 'Squire'.

25. i–ii. Nicht vom Weltall, nicht vom Himmel, nur von der Erde will ich singen. i, 1 der Welten alle = aller Welten. 3 die ersten Erschaffenen, die Engel. ii, 1 Tropfen am Eimer, die Erde. iii, 2 Erden, Planeten. 3 Siebengestirne, Gruppen von sieben Sternen, wie z. B. die Plejaden. wurden, entstanden. x, 4 geschmetterte, vom Blitze getroffene. xii, 4 Bogen des Friedens, Regenbogen.

26. Nathan der Weise, III, 7. Die Erzählung ist Nathans Antwort auf Saladins Frage, welche von den drei Religionen — die jüdische, christliche, mohammedanische — die wahre sei.

1 Vor grauen Jahren, vor vielen Jahren, in grauer Vorzeit. **Seite 35,** 12 zu lieben sich nicht entbrechen konnte, lieben mußte. **Seite 37,** 28 In seinem Hause hat dulden wollen. **Seite 38,** 1 nicht hat drücken mögen. 15 sprechen, Urteil sprechen. 16 Bescheidne, kluge.

27. iii, 5 getrost, unbedenklich, gedankenlos. iv, 2 eitel, nichts als.

29. Nach einer dänischen Volksballade. Erlkönig ist falsche Übersetzung des dänischen *ellerkonge* (*elverkonge*) = Elfenkönig.

i, 2 zu bieten auf = aufzubieten, einzuladen. v, 1 tritt tanzen, tanze. xv, 2 traf, kam.

30. Lenore ist die berühmteste deutsche Ballade. Bürger behandelte darin mit bewundernswerter dramatischer Kraft und in volkstümlicher Form eine weit-

verbreitete Sage, auf die er durch ein deutsches Volkslied und die schottische Ballade 'Sweet William's Ghost' (in Percy's 'Reliques of Ancient English Poetry') aufmerksam geworden war. Sie ist in alle Sprachen Europas übersetzt worden, besonders oft ins Englische, z. B. von Walter Scott 1796 und Dante Gabriel Rossetti 1844.

Bürger legt die Handlung in die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Prager Schlacht: 1757. Friede zu Hubertusburg zwischen König Friedrich dem Großen und der Kaiserin Maria Theresia: 1763.

Seite 44, 4 ſo, die. von nöten (von Nöten), notwendig. **Seite 45,** es, davon. Übersieh ihre Sünde. Seelen = Seele. **Seite 48,** 21 Graut Liebchen = Graut es dem Liebchen. **Seite 49,** 8 Mit, kommt mit! 16 Hart hinter's, dicht hinter des. **Seite 50,** 17 rund, rund umher, ringsum.

31. Bürgers Vorlage war 'King John and the Abbot of Canterbury' in Percy's 'Reliques'.

i, 1 ſchnurrig, komisch. 2 'mal = einmal. kurrig, knurrig, mürrisch. iv, 2 mit reiſigem Kriegesgeſchwader, mit einer Schar bewaffneter Reiter. **Seite 53,** iv, 4 Wardein, Münzwart; Beamter, der Wert und Gehalt der Münzen prüft. **Seite 54,** ii, 2 zerſpliß, zerspaltete. 3 Schwulität, Angst. v, 1 Anspielung auf Goethes 'Leiden des jungen Werther'. vi, 3 einhotzeln, einschrumpfen. 4 Mein Sixchen, bei meiner Seele! **Seite 56,** i, 2 So verstehe ich doch manche praktische Kunst. iv, 2 prachern, großtun. 3 Deut, kleine Münze. **Seite 57,** ii, 1 Haber = Hafer. **Seite 58,** iv, 4 Panisbrief, Brotbrief, kaiserliches Schreiben, wonach ein Kloster einen Laien lebenslang zu versorgen hatte.

32. 7 beigeſchafft, fortgeschafft, begraben.

35. Das Gedicht ist einem Volksliede nachgebildet. i, 2 Heiden = Heide. iii, 2 's = das.

36. Das Gedicht entstand im Frühling 1771, zur Zeit

von Goethes Liebe zu Friederike, der Tochter des Pfarrers Brion in Sesenheim.

37. Vergl. 'Dichtung und Wahrheit', Buch 11: »Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr (Friederike) gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedichte.«

39. iii, 3 Ertrat, zertrat.

40. Thule, ein in weiter Ferne gelegenes Fabelland. i, 3 Buhle, Geliebte. ii, 1 Nichts war ihm so lieb. 3 Tränen kamen ihm in die Augen. vi, 3 Seine Augenlider sanken, seine Augen schlossen sich. täten (alter Indikativ) = taten.

41. Der bezieht sich auf Friede in Zeile 7: Süßer Friede, der du von dem Himmel bist.

43. iii, 2 Froher und trüber Zeit. 3 Wandle, ich wandle.

44. i, 3 nach dem Angel = nach der Angel. 8 feuchtes Weib, Meerweib, Nixe. iii, 1 Labt sich, erfrischt sich, badet sich. 3 Kehrt . . . her, kehrt sich uns zu. wellenatmend, mit den auf und nieder gehenden Wellen atmend. Taucht nicht die Sonne, taucht nicht der Mond ins Meer? Erscheint ihr Spiegelbild im wogenden Wasser nicht doppelt schön, belebt und gleichsam atmend? 5 der tiefe Himmel, der Himmel, der sich im Meere spiegelt. 6 Das feuchtverklärte Blau, die blaue Farbe des Meeres, vom Sonnenlicht verschönt und durchleuchtet.

45. Goethe schrieb das Gedicht nach einem Besuche des Staubbaches bei Lauterbrunnen im Berner Oberland.

i. Vergl. Wordsworth, 'Ode on Immortality':

> . . . trailing clouds of glory do we come
> From God, who is our home.

ii, 1 Der reine Strahl strömt. 8 wallt verschleiernd, vergl. Tennyson, 'Lotos Eaters':

> A land of streams! some like a downward smoke,
> Slow-dropping veils of thinnest lawn, did go.

46. Goethe schrieb das Lied, wahrscheinlich am Abende des 6. Sept. 1780, an die Wand eines kleinen Waldhauses auf dem Gickelhahn, einem Berge bei Ilmenau. Als er im August 1831, um die Zeit seines 82. Geburtstages, die alten Schriftzüge noch einmal sah, soll er wehmütig die Worte wiederholt haben: »Ja, warte nur, balde ruhest du auch!« 1 Gipfel, Bergspitze. 3 Wipfel, Baumspitze. 4 Spürest, fühlest. 7 balde = bald.

47. iii, 2 Lilienstengel, Symbol der romantisch heiteren Poesie. 4 Sommervögel, Schmetterlinge. v, 7 Hat gesellen mögen.

48. Erlkönig = Elfenkönig, vergl. die Anmerkung zu Nr. 29. ii, 1 was, warum. vii, 4 Leids (alter partitiver Genitiv), Leid.

49. v. Unser Leben und das Dasein der Götter werden einander als Ring und unendliche Kette gegenübergestellt. 3–6 Viele menschliche Generationen reihen sich als einzelne Glieder an die unendliche Kette des Götter-Daseins.

50. ii, 3 ahnen, vermuten, dunkel fühlen; Gegensatz zu kennen, i, 6. v, 1 Glück, Schicksal, Fortuna. 2 tappen, wie ein Blinder umherfühlen. viii, 2 lohnen = belohnen. ix, 4 Täten, als täten sie.

51–53. Aus dem Roman 'Wilhelm Meisters Lehrjahre'.

51. Die Ballade schildert die Macht und Würde des Dichters, der seine höchste Belohnung in seiner Kunst findet. ii, iv, v, vi, 2–7 werden vom Sänger gesprochen. iii, 1 Der Sänger schloß die Augen. v, 1–2 Ähnlich Tennyson, 'In Memoriam', xxi:

> I do but sing because I must,
> And pipe but as the linnets sing.

52. Mignon, ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen, war von Seiltänzern geraubt und aus Italien nach Deutschland gebracht worden, wo Wilhelm Meister sie aus den Händen der rohen Gesellen befreite. Sie hat

sich ihrem Retter in dankbarer Liebe angeschlossen und ihm singt sie ihre sehnsuchtsvollen Lieder. Die erste Strophe beschreibt ihr Heimatland, die zweite das Landhaus, in dem sie als Kind oft geweilt, die dritte den gefahrvollen Weg über die Alpen. Auch Goethes Sehnsucht nach Italien findet in dem Liede Ausdruck. Vergl. Heine, 'Reisebilder', III. i. xxvi: »Kennst du das Lied? Ganz Italien ist darin geschildert, aber mit den seufzenden Farben der Sehnsucht.«

54. i, 5 Die zwei Negationen verstärken einander. ii, 3 Äolus, der Windgott. Bei Homer (Od. 19 ff.) verschließt er die Winde in einen Schlauch, bei Virgil (Aen. i, 52 ff.) in eine Höhle.

55. Goethe verdankte die »artige Idee, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt« einem Bilde in einer deutschen Übersetzung von Petrarca's 'De remediis utriusque fortunae'. Er machte das Kind zu einem guten Genius und die Schale zum Symbole rechten Lebensgenusses.

iii, 5 Vorbereitung war unmöglich; ich war völlig unvorbereitet auf die plötzliche Erscheinung. v, 1 Mut des reinen Lebens = Mut zu reinem Leben.

56. Goethe hat die Legende nach dem Vorbilde des Schwankes 'Sankt Peter mit der Geiß' von Hans Sachs (Nr. 2) erfunden, auch dessen Sprache nachgeahmt, z. B. auf der Straßen = auf der Straße, was = war.

57. Nach einer Erzählung in Lucian's 'Φιλοψευδής' (Lügenfreund). Die letzten sechs Zeilen spricht der Meister, alles übrige der Lehrling.

58. iv, 4 Doch ist vielleicht ein alter Druckfehler statt denn.

59. i, 2 Zur Kirche zu gehen sich bequemen. 3 ein Wie, einen Vorwand. ii, 3 hingewöhnt, gewöhnt hin zu gehen. iii, 2 Stuhl, Glockenstuhl; das Gerüst, an dem die Glocke hängt. 3 gelenkt, genommen. iv, 2

gefackelt, gespaßt, gescherzt. v, 3 lauft = läuft. vi, 1 seinen Husch nehmen, schnell laufen. vii, 2 Schaden, schreckliche Erfahrung.

61. xviii, 3 Siebensachen, geringschätziger Ausdruck für allerlei Sachen, besonders auch für schwache Gedichte.

62. Ein Jugendgedicht Schillers, zuerst gedruckt in der 'Anthologie auf das Jahr 1782'.

1 dumpfig, dunkel, schwül und drohend. 11 das starre Kommando, der strenge Befehl. iii, 1 fleugt = fliegt; Wetterleucht = Wetterleuchten, Blitz. 4 Losung, Kanonendonner. 7 wogt sich, wogt hin und her. iv, 2 Peloton, Zug, Abteilung einer Kompanie. 6 Auf Vormanns Rumpfe (Dativ statt Accus.), auf die Leiche des Vordermannes. vi, 1 strampft = stampft.

63. Gekürzt. Das 1785 entstandene Lied spricht das überwältigende Glücksgefühl aus, das den Dichter seit seinem Freundschaftsbunde mit Körner und der Befreiung von äußeren Sorgen erfüllte.

i, 3 feuertrunken, von warmer Begeisterung überwältigt. ii, 9 Ring, Erdenrund (II, 6), Erdkreis. iv, 8 des Sehers Rohr, Fernrohr des Astronomen. 10 Plan, Gefilde, Raum.

64. Launige Darstellung der Leiden des Dichters im Zwange hemmender Verhältnisse. **Seite 106,** 1 Hippogryph, Fabelwesen, halb Pferd, halb Greif; hier Bezeichnung für den *Pegasus*, das beflügelte Dichterroß. 2 in prächtiger Parade, in schöner (aufrechter) Stellung. 15 Täuscher, Roßhändler. 28 Koller, Pferdekrankheit, hier: Wildheit. **Seite 107,** 16 Tollwurm, Koller, Tollheit. 17 zwingen = bezwingen. 28 Phöbus, Apollo als Gott der Dichtkunst. **Seite 108,** 11 Ein lustiger Gesell: Apollo ist gemeint.

65. ii, 4 birschte, jagte. iii, 2 Firnewein, alter Wein. iv, 2 aus weiter Fern', aus seiner Traumwelt.

66. Ein allegorisches Gedicht. G. Körner nannte es »ein liebliches Rätsel«. Das Mädchen aus der Fremde

ist die Poesie, das Tal ist die Erde, und die armen Hirten sind die Menschen.

67. Die Ballade ist eine veredelnde Bearbeitung einer Erzählung, die unter anderen von dem Jesuiten Athanasius Kircher in seinem Werke 'Mundus subterraneus', 1665, berichtet wird. Der Held der alten Erzählung ist ein Taucher von Handwerk, Nicolaus Pesce genannt, der für Geld auf Wunsch des Königs Friedrich II. von Sicilien zweimal in die Charybde sprang und das zweite Mal darin umkam.

ii, 4 Die Charybde liegt nach Homer, Od. xii, 85 ff. und 234 ff., zwischen Sicilien und Italien. vi Schillers anschauliche Schilderung des Wasserstrudels ist viel bewundert worden. Auf Goethes Lob antwortete er: »Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.« ix, 6 es, das Wasser (in den strudelnden Trichter gezogen vii, 6) zögert schrecklich lange zurückzukehren. Vergl. xii, 6. xvii, 3 Quell, Strömung. xxi, 3 Larven, Seeungeheuer. xxii, 1 kroch's heran, kroch etwas (Gräßliches) heran. xxiii, 1 ſchier, sehr. xxvii, 3 bückt ſich's, die Königstochter bückt sich.

68. Schiller fand die Geschichte in den 'Essais historiques sur Paris' von Saintfoix, wo es heißt: »Un jour que François Ier s'amusoit à regarder un combat de ses lions, une Dame ayant laissé tomber son gant dit à De Lorges: 'Si vous voulez que je croye que vous m'aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant.' De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la Dame, et depuis, malgré toutes les avances et les agaceries qu'elle lui faisoit, ne voulut jamais la voir.«

vii, 8 Und er wirft ihr den Handſchuh ins Geſicht. Frau von Stein fand dies allzu unhöflich und Schiller änderte

daher die Zeile im ersten Druck in: »Und der Ritter sich tief verbeugend spricht«. Später aber setzte er die erste Lesart wieder ein. Ähnlich in Browning's 'The Glove': 'And full in the face of its owner Flung the glove.'

69. Die Erzählung findet sich bei Herodot, iii, 39–43. Schiller hat die Handlung auf zwei Tage beschränkt und lange Briefe und Botschaften durch dramatische Dialoge ersetzt.

i, 1 Er, Polykrates, Tyrann (d. i. Usurpator des Thrones) von Samos, 540–523 v. Chr. Er wurde von den Persern gefangen und ans Kreuz geschlagen. 5 Ägyptens König, Amasis II., 570–526 v. Chr. iii, 2 Milet, Stadt in Kleinasien. xiii, 4 Erinnen, Erinnyen oder Furien, die Rachegöttinnen.

70. Goethe kannte den Stoff aus den 'Adagia' des Erasmus und teilte ihn Schiller mit. Dieser benutzte weitere Quellen, darunter Plutarch, 'Über die Geschwätzigkeit,' Kap. 14. »Was den Stoff dem Dichter innerlich wert machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust.« — W. von Humboldt.

Ibykus, griechischer Dichter des 6. Jahrhunderts v. Chr. i, 1 Die isthmischen Spiele, den olympischen ähnlich, wurden alle zwei Jahre auf dem Isthmus (der Landenge) von Korinth gefeiert. 8 Rhegium in Süd-Italien, die Heimat des Ibykus. des Gottes voll, erfüllt mit dem Geiste Apollos. ii, 2 Akrokorinth, die Burg von Korinth. 3 Poseidons Fichtenhain: die Fichte war dem Poseidon (Neptun) heilig. iii, 7 der Gastliche, Beiname des Zeus als Beschützer der Wanderer und Gäste. iv, 3 auf gedrangem Steg, auf engem Pfade. viii, 5 Prytane, Richter. 7 Die Manen, die Lebensgeister des Menschen, die nach antiker Anschauung seinen Tod überdauern und als Schatten weiterleben. ix, 7 Helios, der Sonnengott. xi, 2 Bühne, die Sitzreihen für die Zuschauer. xii, 3 Cekrops' Stadt, Athen. xiii, 7 das Riesenmaß der Leiber:

die Schauspieler trugen hohe Schuhe (Kothurne) und Masken.

72. Die Geschichte war im Altertum und Mittelalter weit verbreitet. Cicero erwähnt sie zweimal (de Off. iii, 10 und Tusc. v, 22); Hyginus und Valerius Maximus nahmen sie in ihre Fabelsammlungen auf, aus denen mehrere mittelalterliche Bearbeiter schöpften. Schillers Hauptquelle war die 257. Fabel des Hyginus, doch kannte er auch andre Fassungen.

i, 1 Dionys, Tyrann von Syrakus, 406–367 v. Chr. ii, 5 gefreit, angetraut, vermählt. Hygin.: 'ut sororem suam nuptui collocaret.' iii, 6 erblaſſen, sterben. iv, 1 gebeut = gebietet. viii, 7 erbleichen, sterben. xiv, 4 die Straße ziehn, auf der Straße gehen. xviii, 5 den dichten Chor, die dichte Schar. xix, 2 Sie umarmen einander.

73. Schiller fand die Erzählung bei seinen Vorstudien zu 'Wilhelm Tell' in Tschudi's 'Chronicon Helveticum'.

i, 3 König Rudolf wurde 1273 in Aachen gekrönt. 6 Der König von Böhmen war Erzschenk des deutschen Reiches. Ottokar II. blieb von Rudolfs Krönung weg, was Schiller absichtlich übersah. des perlenden Weins (part. Gen.) = den perlenden Wein. 7 Wähler, Kurfürsten. ii, 6 die kaiserlose . . . Zeit, das Interregnum 1254–73. iv, 2 Talar, langes Gewand.

74. Aus dem letzten dramatischen Werke, das Schiller vollendete: » Die Huldigung der Künste «.

75. ii, 1 nützen = benützen; auch der Feind kann mir nützen.

76. v, 3 heitre = erheitre.

77. 5 leer steht, der geschäftige Markt steht leer . . . und ruht. 17 Glänzt . . . herauf, steigt glänzend herauf.

78. Hölderlin hat nur kurze Zeit dichterischen Schaffens genossen. Von den 73 Jahren seines Lebens verbrachte er mehr als vierzig in geistiger Umnachtung.

Parzen, Schicksalsgöttinnen. ii, 2 Orkus, Unterwelt.

79. Aus dem Roman 'Hyperion'. i, 4 Rühren = berühren.

80. Das Gedicht schildert die Seligkeit einer mit Christus verbundenen Seele. 1 ihn, Christus.

82. Lurlei ist der Name eines Felsens bei St. Goarshausen am Rhein. Brentano machte daraus einen Mädchennamen Lore Lay und erfand die Sage, die ins Volk drang und durch Heines Lied (Nr. 145) allgemein bekannt wurde. Lei heißt in der Rheingegend so viel wie Fels; Lurlei bedeutet Fels der 'Luren' oder lauernden Berggeister, denen man das vielfache Echo des Felsens zuschrieb. vi, 4 Verurteilt mich zum Tode. vii, 2 bekennt = bekannt hast.

83. Das Lied steht in Brentanos Erzählung 'Aus der Chronika eines fahrenden Schülers' nach den folgenden Sätzen: »Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so vor sich hinsang und spann, rührte mich oft bis zu Tränen. Einmal als ich sie singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät, und der Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vöglein und sie zugleich.«

84. Das Schloß Boncourt in der Champagne, die Geburtsstätte Chamissos, wurde in der französischen Revolution 1790 zerstört. Chamisso floh mit seinen Eltern nach Deutschland, das ihm zur Heimat wurde.

85. König Konrad III. (1138–1152), der erste Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, hatte lange mit den Welfen (Guelfen) zu kämpfen; vor Weinsberg in Schwaben besiegte er den Grafen Welf VI.

vii, 4 zerdeuteln, falsch deuten.

87. iii, 2, 3 Ein Traum führte seinen Geist aus der Hülle seiner Glieder. ix, 3 sonder Zahl, ohne Zahl, unzählige.

88. iv, 7 Die Lüfte (Winde) trieben sie dahin.

89. Graf (später Herzog) Eberhard im Bart regierte 1459–96. Kerner kannte die Geschichte wohl aus Luthers 'Tischreden' (1566), doch erzählte sie schon Melanchthon in einer 1552 gehaltenen Rede.

vi, 2–4 Bei Melanchthon: 'Securus in gremio cuiuslibet meorum civium dormire possum.'

92. Die Wurmlinger Kapelle auf einer Höhe bei Tübingen. ii, 2 Leichenchor, Gesang bei einem Begräbnisse.

94. Gespräch zweier Wanderer. Landschaft und Menschenschicksal zuerst im Licht, dann im Schatten.

95. i, 2 nit = nicht. ii, 2 Ist es für mich oder dich? iii, 1 Will, er will. 2 Derweil, während.

96. iv, 2 Schrein, Sarg. ix, 1 hub = hob.

97. iii, 2 frank, frech. v, 1 güldnen = goldnen.

99. i, 1 wundermild, äußerst freigebig.

102. ix, 1 kunnt' = konnte.

103. 1 Kaiser Rotbart lobesam, der ruhmwürdige Kaiser Barbarossa. 2 Barbarossa's Kreuzzug 1189. 5 erhub sich = erhob sich, entstand. 8 sich abgetan, sich abgewöhnt. **Seite 176,** 3 forcht' sich nit = fürchtete sich nicht. **Seite 177,** 5 im Schwang, in der Mode, in häufigem Gebrauch. 7 Schwabenstreiche. Man pflegte zu sagen, die Schwaben würden erst mit dem vierzigsten Jahre verständig, vorher machten sie aber allerhand dumme Streiche — Schwabenstreiche.

104. i, 1 Was, warum. ii. 1 Felsverlies, Gefängnis in einer Felsenhöhle. iii, 3 Hünenschwert, Riesenschwert. v, 6 der Skalden Preis, von Dichtern gepriesen. Skalde, Dichter und Sänger bei den alten Skandinaviern.

105. Taillefer, ein Sänger im Dienste Wilhelms des Eroberers. In der Schlacht bei Hastings ritt er, wie Wace in seinem 'Roman de Rou' erzählt, den Normannen voran, sang von Karl dem Großen, Roland und den Helden, die

in Roncevaux fielen, und führte den ersten Streich auf die Engländer.

iii, 2 fromm, hier in der alten Bedeutung 'gut, trefflich.' 4 höhet = erhöhet.

iv, 1 frei. Er war ein Knecht (iii, 1) und sehnte sich ein freier Ritter zu sein. v, 2 Der Herzog hat ihm also seinen Wunsch gewährt und ihn zum Ritter gemacht. ix, 1 zu Dank, zu Eurer Zufriedenheit. 2 ein Ritter frank, ein freier Ritter. 3 laßt mich das entgelten, belohnt mich dafür. x, 4 frommen, vergl. Anmerkung zu iii, 2. xiii, 4 Harald, der englische König. xv, 1 trink mir Bescheid, laß uns auf deine Gesundheit trinken!

106. iv, 4 Es gilt, unsre Aufgabe ist. v, 2 Gemahl = Gemahlin. xi, 2 aller Harfen Preis, die beste aller Harfen.

107. Bertran de Born, Troubadour, bekannt durch seine Beziehungen zu den rebellischen Söhnen Heinrichs II. von England, der ihn 1183 in seiner Burg Autafort (Hautefort) belagerte und gefangen nahm.

iii, 4 Perigord und Ventadorn (Ventadour), französische Provinzen, damals unter englischer Herrschaft. v, 1–8 Aus des Ölbaums Schlummerschatten, aus der Ruhe des Friedens. Heinrich, der älteste Sohn des Königs, empörte sich nach kurzem Frieden aufs neue, starb aber bald darauf an einem Fieber.

108. In Eden Hall, bei Penrith in Cumberland, wird ein Trinkglas aufbewahrt, das der Sage nach einst von Feen an einer nahen Quelle zurückgelassen wurde. Es trägt die Inschrift:

If this glass will break or fall,
Farewell the Luck of Edenhall.

In Ritson's 'Fairy Tales' (London, 1831) wird weiter berichtet, der Herr des Schlosses habe das Glas einst fallen lassen, aber ein alter Diener habe es noch glücklich auf-

gefangen. Uhland schöpfte den Stoff aus Ritson's Buch, hat ihn aber völlig umgestaltet und veredelt.

i, 2 Feſttrommetenſchall, Trompetenfanfare bei einem festlichen Mahle. iii, 1 Dem Glas zum Preis, zu Ehren des Glases. 2 Roten aus Portugal, Portwein. vii, 1 Zum Horte, zum Glücks-Symbole, Talisman.

110. iii, 4 Hort, größter Schatz und Schutz (Talisman), nämlich Vertrauen auf Gott.

111. Vergl. das Gedicht Nr. 10. Eichendorff denkt sich den Ensiedler auf einer Insel.

114. i, 5 entbrennte = entbrannte. ii, 5 Felſenſchlüften = Felsenschluchten.

119. Das Gedicht, entstanden zwischen 1814 und 1817, drückt die damals erwachende Sehnsucht der Deutschen nach nationaler Einheit und der Wiederaufrichtung des Kaiserreichs aus. Der Glanz der Hohenstaufen-Kaiser erlosch mit dem Tode Friedrichs II. († 1250); das Volk tröstete sich mit dem Gedanken, er sei nicht gestorben, sondern schlafe nur in einem Berge (dem Untersberg bei Salzburg oder dem Kyffhäuser in Thüringen), um einst zur Rettung Deutschlands wieder aufzustehen. Diese Hoffnung wurde dann auf Friedrich I. (Barbarossa oder Rotbart) übertragen, der 1190 auf einem Kreuzzuge ertrank.

vii, 3 Raben, Geister der Zwietracht und Uneinigkeit.

120. Die Strophen iii und ix geben das Lied, das dem Dichter aus der Jugendzeit in Erinnerung geblieben ist.

121. Chidher, ein sagenhafter persischer Feldherr und Prophet. Er trank aus einer Lebensquelle und gewann dadurch ewige Jugend.

ii, 2 Schalmei, Hirtenflöte, Rohrpfeife. iv, 2 Siedelei = Ansiedelei, Ansiedlung. 5 Hort, Zufluchtsort.

123. iv, 1 im tiefen Norden, in Rußland (Napoleons

Rückzug 1812). 3 Welſchland, Italien (Sieg Napoleons über die Österreicher bei Marengo 1800). v, 1 Napoleons ägyptischer Feldzug, Schlacht bei den Pyramiden, 1798. xv, 2 *Champs Elysées* in Paris.

124. Körner kämpfte als Freiwilliger im Freiheitskriege gegen Napoleon. Er dichtete das 'Gebet' wenige Tage vor dem Gefecht, in dem er fiel.

126. i, 6 kramt zuſammen, packt zusammen. ii, 6 Nach . . . Art, nach der Weise. v, 3 der Junker, der junge (Herr). 4 bauſebackig, mit vollen, runden Backen. vii, 3 ſchlägt, singt.

129. Vineta soll eine reiche Stadt an der Küste der Ostsee gewesen und bei einer Sturmflut im Meere versunken sein. »Man sagt, bei klarem Wetter sähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchtürme, und mancher habe dort in der Sonntagsfrühe sogar ein frommes Glockengeläute gehört.«—Heine.

130. Kaiser Karl V. legte seine Krone 1556 nieder. Er verbrachte den Rest seines Lebens in dem spanischen Kloster San Geronimo de Yuste, der Sage nach als Mönch.

v, 1 der Schere ſich bequemt, bereit ist die Tonsur zu empfangen.

131. Nachdem Alarich Rom geplündert hatte, starb er 410 in Cosenza, kaum 34 Jahre alt. Der Sage nach begruben ihn die Goten im Bette des Flusses Busento.

132. i, 1 ſich aufraffen, sich rasch erheben, schnell aufstehen. ii, 3 nahm ich der Wogen in acht, beobachtete die Wellen. iii, 1 entfacht, entflammt.

133. Platen landete in Venedig am 8. Sept. 1824.

i, 2 Palladios Tempel, die Kirchen San Giorgio Maggiore und Il Redentore, erbaut von dem Architekten Andrea Palladio (1518–80). ii, 4 Seufzerbrücke, 'Ponte dei Sospiri' zwischen Dogenpalast und Gefängnis. iii, 1–3 Nicht weit vom Landungsplatze steht eine Säule mit dem geflügelten Löwen des St. Markus, Venedigs Wappen.

134. »Ich stieg auf den Markusturm, betrachtete mir wieder die Stadt, den Platz, die Lagunen, die Inseln, das hohe Meer auf der einen, und die Alpen auf der anderen Seite . . . die Markuskirche ist wie Venedig selbst ein kolossales Labyrinth.«—Platens Tagebuch.

135. ii, 4 Rialto, Ponte di Rialto, Brücke über den Canal Grande. iii, 3 Grillenfänger, Sonderling; Platen meint sich selbst. iv, 3 Riva, Riva degli Schiavoni, eine breite Uferstrasse in Venedig.

136. 3 Weste, Westwinde.

137. i, 1 lauscht, schaut halb verdeckt hervor. 3 duckt, liegt. ii, 2 Sterke, junge Kuh. iii, 4 Sonnenwende, Sonnenblume. v, 3 des Aves, des Abendliedes 'Ave Maria'.

138. Heidemann, Gespenst, das mit dem Nebel über die Heide zieht. i, 1 Bruch (mit langem u), Marschland. ii, 4 Phaläne, Schmetterlinge (Phalaenidae). iv, 1 Schmele, langes Gras. 4 freucht = kriecht. vi, 3 Proteus weidete nach Homer (Od. iv, 354 ff.) die Robbenherde der Seegöttin Amphitrite. x, 1 sinkt = versinkt (im Nebel). 3 Nebelschemen, Nebelphantom, der Heidemann. 4 Hünenschritt, Riesenschritt. xii, 2 Dünenscheid, Dünengrenze.

139. iv, 1 Das Lied ist aus, alles ist vorüber. v, 1 Was schert mich, was kümmert mich. vii, 1 Ehrenkreuz, Kreuz der Ehrenlegion (*légion d'honneur*), Kriegsmedaille.

140. Nach Daniel, v. xi, 1 frevler, frevelhafter. xv, 1 zumal, zugleich, sogleich.

145. Über die Sage und den Namen Lorelei vergl. Anmerkung zu Nr. 82.

146. ii, 2 angesteckt, angezündet.

147. Heine schrieb das Gedicht für seine Schwester Charlotte.

150. Kevelaar (Kevelaer), nicht weit von Düsseldorf,

besitzt ein Marienbild, das für wundertätig gilt und alljährlich von Tausenden von Wallfahrern besucht wird. Heine schrieb in einer Anmerkung :—» Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigentum . . . Als ich ein kleiner Knabe war und im Franziskaner-Kloster zu Düsseldorf buchstabieren lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach Kevlaar mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigner schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir neben einander saßen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu : jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebe laboriert . . . Vor einigen Jahren, als ich am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: 'Gelobt seist du, Maria!' und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn. Er aber sah sehr blaß und krank aus.«

151. 1 Thalatta! Das Meer! Als die zehntausend Griechen, die Xenophon im Jahre 401 v. Chr. aus Mesopotamien nach Griechenland zurückführte, endlich das Meer erblickten, riefen sie jubelnd » Thalatta! Thalatta!« **Seite 240,** 8 Rückzugherz. Der Dichter, der aus dem Lärm der Großstadt und dem modernen Gesellschaftsleben ans Meer geflohen ist, vergleicht sein Herz mit dem Rückzugheere der 10,000 Griechen. 13 krummgeſchliffenen. Heine vergleicht die Worte, die ihn verwundeten, mit scharfen krummen Türkensäbeln. 15 Keilſchriftbilletts, Liebesbriefe, die ihn wie schwere Keile trafen. Keilſchrift, die keilförmige ('cuneiform') Schrift der alten Perser.

154. iv, 2 Yemen, Provinz in Arabien.

155. Byron starb 1824 in Missolunghi. Seine Leiche wurde nach England gebracht. Beobachte die Binnenreime in der ersten und dritten Zeile jeder Strophe: starke—Barke; vermummten—verstummten u. s. w.

157. Nöck (Neck, Nix), ein Wassergeist.

158. Heinzelmännchen, hilfreiche Hausgeister, Kobolde. ii, 9 berappen, eine Wand mit Mörtel bewerfen. 10 kappen, behauen, beschneiden. iv, 8 Speile, Holzstäbchen. v, 8 Kloben, Vorrichtung zum Emporziehen. vii, 12 vermaledeien (lat. *maledicere*, franz. *maudire*), fluchen.

161. Lenz, Frühling. ii, 3 sonst, in früheren Jahren. iii, 2 der Alte, der Winter. iv, 4 Das Eis ist geschmolzen, und die befreiten Wellen lachen über das Gesetz, das sie festhielt. vii, 1 der Lose, der lose (mutwillige) Lenz.

165. i, 3 ob, über. ii, 4 Straßen = Straße. x, 1 Schwager, der Postillon. xi, 2 gefährden, unangenehm sein. xiii, 4 Leiblied, Lieblingslied. xv, 3 Ob = als ob. xvi, 1 Hag, Busch. 2 in vollem Galopp.

167. vi, 2 um den andern, nach dem andern.

168. Vergl. Browning's 'The Pied Piper of Hamelin'. i, 1 Ratzen, Ratten. iii, 4 Muß den Rattenfänger heiraten. vii. 3 Eckart (der treue Eckart) ist nach der Sage ein alter weißbärtiger Mann, der bei drohender Gefahr erscheint um namentlich die Kinder zu warnen. Besonders beim Nahen der wilden Jagd (d. i. ein Zug böser Geister) soll er warnend erscheinen, auch soll er vor dem Venusberg sitzen und die Leute mahnen nicht hinein zu gehen.

170. Andreas Hofer, der Führer der Tiroler in den Kämpfen von 1809, wurde 1810 gefangen, nach der italienischen Festung Mantua gebracht und auf Napoleons Befehl erschossen.

ii, 6 Am Iſelberge hatte Hofer mehrmals gesiegt. v, 2 nit = nicht.

171. 2 herfür = hervor.

173. i, 1 Mileſint, ein vom Dichter erfundener Name. 3 meuchelte, ermordete. iii, 1 Totenſpiel, Geisterzug. v, 6 tät (alter Indikativ) = tat; tät sich neigen = neigte sich. Vergl. Nr. 40, vi, 3.

176. Elfe = (*a*) die Zahl 11, (*b*) ein Waldgeist. 7 Silpelit, Name einer Elfe, vom Dichter erfunden. 19 'nein = hinein.

178. i, 1 willt = willst.

179. iii, 4 Hausfreuz, eine Sorge im Hause, hier scherzhaft für ‘Hausfrau’.

180. Ringang, ein vom Dichter erfundener Name. iii, 3 wunniglich = wonniglich. 6 vergunnt = vergönnt.

185. iv, 2 leuchtenden Blicks = mit leuchtendem Blick.

187. Der Titel beruht auf einem Versehen des Dichters. Der geschilderte Vorgang trug sich nicht in der Schlacht bei Gravelotte, 18. Aug. 1870, sondern zwei Tage vorher in der Schlacht bei Vionville oder Mars-la-Tour zu. In einem Bericht über die Schlacht heißt es: » Als der Befehl kam ‘zum Sammeln blasen’, war zuerst kein Trompeter da; zehn waren gefallen. Endlich fand sich einer. Er setzte an, aber nur ein klagender Ton drang heraus; eine Kugel hatte sie durchlöchert. Es war, als ob die ächzenden Töne mit einstimmen wollten in die Klage um die Toten.«

vii, 4 erhub = erhob. viii, 1 hindann, hinweg.

188. Zieten, Reitergeneral im siebenjährigen Kriege. i, 1 Der große König, Friedrich der Große. iii, 5 'nem = einem. iv, 3 Zum Schwerenot, zum Henker!

189. x, 4 Dies alles war für mich ein Beweis, daß der Herr vorbeigewandelt war.

190. iii, 4 Ich wünsche nur irgendwie zu fahren.

192. Der Tod seines Freundes E. Rousseau hatte

Hebbel schmerzlich erschüttert. Das Gedicht » entstand auf einem träumerischen Spaziergang in der Dämmerung. Es hat mich selbst . . . beruhigt.« (Hebbel an Rousseau's Schwester.)

ii, 1 Der bezieht sich auf Schmerz in Zeile 2: Schmerz, der mich bedrückte, schläfst du schon?

194. v, 4 Am Anfange der Zeile ergänze: Es sendet.

195. 1 Die bezieht sich auf Göttin in Zeile 6: Lächelnde Göttin, die du . . . aufschwebst.

197. ii, 3 sein Flügelschlag ist Subjekt.

201. v, 3 rauscht mich ein, lullt mich mit Rauschen ein; vergl. Nr. 48, v, 4.

202. i, 3 kirchenstill, still wie in der Kirche.

203. i, 1 dräut = droht. iii, 2 darob, deshalb.

205. i, 2 rauchen, die Morgennebel aufsteigen. ii, 4 Siegfried erschlug einen Drachen und badete in dessen Blute, wodurch er fest (unverwundbar) wurde. Als das Drachenblut seine Lippen benetzte, verstand er die Sprache der Vögel. Vergl. Nr. 102. der schnelle, der tapfere.

208. Sanssouci, Schloß mit großem Park bei Potsdam, Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen. iii, 4 der Schläfe Weichen, die (weichen) Schläfe. iv, 2–3 Friedrichs Siege bei Roßbach und Leuthen, seine Niederlagen bei Hochkirch und Kunersdorf. v, 5 Voltaire lebte 1750–53 an Friedrichs Hofe. vi, 4 Leutnant Katte wurde, wegen seiner Teilnahme an dem Fluchtplane des damaligen Kronprinzen Friedrich, von König Friedrich Wilhelm I. zum Tode verurteilt und 1730 in Küstrin hingerichtet. vii, 3 Doppelaar: Österreich ist gemeint. ix, 5 welsch, französisch.

210. Heisterbach, ehemals berühmtes Kloster am Rhein.

211. ii, 1 stehst = stehst du. iii, 3 vom Herben = vom herben Wein. 5 Römisch Reich. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation, das Karl der Große im

Jahre 800 gegründet hatte, wurde 1806 aufgelöst. Herwegh gebraucht hier 'Römisch Reich' unrichtig für 'Deutschland'. iv, 3 meinem Kind, meinem Mädchen, Liebchen.

213. i, 4 Gräbermale, gehäufte Steinblöcke, Grabdenkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit. iii, 3 Kätner, Bewohner einer Kate (kleines Haus). 6 Kälberrohr, Pflanze mit hohlem Stengel.

214. Storms Geburtsort, Husum an der Nordsee. iii, 3 für und für, für immer.

218. iii, 1 geisten umher, ziehen geisterhaft umher.

220. ii, 1 Talen = Tälern. iii, 1 Burschе = Burschen.

222. iv, 3 Eigen-Neid, Selbstsucht.

223. i, 4 Fremdenlegion (*légion étrangère*), eine aus Ausländern bestehende Truppe der Franzosen, die besonders in Algerien und andern afrikanischen Kolonien Frankreichs verwendet wird. 7 Algerien war im Altertume eine römische Kolonie und ist mit Trümmern römischer Bauten bedeckt. v, 1 da flattert's weiß heran, etwas weißes (eine Schar Araber) kommt rasch heran.

225. ii, 2 stob (stieben, stob, gestoben), zerstäubte.

226. Fontane wurde zu dem Gedichte angeregt durch die schottische Ballade 'Archie o' Kilspindie' in John Finlay's 'Scottish Historical and Romantic Ballads,' Edinburgh, 1808, vol. II, 117 ff. Finlay führt eine Stelle aus *Hume of Godscroft*, II, 107 an, wo es heißt: »His (the King's) implacability (towards the family of Douglas) did also appear in his carriage towards Archibald of Kilspindie, whom he, when he was a child, loved singularly well. Archibald, being banished into England . . . and remembering the King's favour of old towards him, he determined to try the King's mercifulness. So he comes into Scotland, and taking occasion of the King's hunting in the park of

Stirling, he casts himself to be in his way, as he was coming home.«

vii, 1 König Jakob, James V. von Schottland (1512–42). xi, 1 Linlithgow, Schloß und Stadt westlich von Edinburg; James V. wurde dort geboren.

227. Wallenstein, Herzog von Friedland, der Generalissimus der kaiserlichen Armee im Dreißigjährigen Kriege, wurde im Februar 1634 abgesetzt, da er den Verdacht erregt hatte, seine Truppen gegen den Kaiser führen zu wollen. Er zog sich nach Eger in Böhmen zurück und wurde dort am 25. Februar 1634 auf Veranlassung des irischen Obersten Butler in seiner Wohnung ermordet. Die ihm treu gebliebenen Generale Trčka (Terzky, Terschka), Ilow (Illo) und Kinsky wurden in derselben Nacht bei einem Gastmahle im Schlosse zu Eger niedergemacht. Vergl. Schillers Drama 'Wallensteins Tod'.

i, 2 Ungerwein, iii, 1 Unger, ungarischer Wein. iii, 5 In der Schlacht bei Lützen (1632) wurde Wallenstein von den Schweden besiegt. iv, 5 Büffelkoller, Wams aus Büffelleder. v, 7 Tschechen, Böhmen. Wallenstein soll nach der böhmischen Krone gestrebt haben. viii, 5 blindhin, blindlings. x, 7 Wallenstein beschäftigte sich mit Astrologie.

228. iv, 4 kehren = kehren zurück.

229. Strachwitz fand die Geschichte wahrscheinlich in Scott's *Tales of a Grandfather*, xi: »Bruce desired his heart to be carried to Jerusalem after his death, and requested Lord James of Douglas to take the charge of it. The King soon afterwards expired; and his heart was taken out from his body and embalmed. Then the Douglas caused a case of silver to be made, into which he put the Bruce's heart, and wore it around his neck by a string of silk and gold . . In going to Palestine he landed in Spain, where . . . King Alphonso persuaded the Earl that he would do good service to the Christian cause by assisting him to drive back the Saracens. Lord

Douglas and his followers went accordingly to a great battle and had little difficulty in defeating the Saracens. But . . . the Scots pursued the chase too far, and the Moors turned suddenly back, with a loud cry of *Allah illah Allah* and surrounded the Scottish knights . . . Then the Earl took from his neck the Bruce's heart, and speaking to it, as he would have done to the King,—'Pass first in fight,' he said, 'as thou were wont to do, and Douglas will follow thee, or die.' He then threw the King's heart among the enemy, and rushing forward to the place where it fell, was there slain. His body was found lying above the silver case, as if it had been his last object to defend the Bruce's heart.«

ii, 1 Schloß Scone bei Perth war der Krönungspalast der schottischen Könige. iv, 1 Norderturn = Nordturm. 3 Bannockburn, südlich von Stirling, berühmt durch den Sieg der Schotten unter Robert Bruce über die Engländer, 24. Juni 1314. das Schwert von Bannockburn, James Douglas, der den Sieg entscheiden half.

230. i, 4 Allerenden = aller Enden, überall.

231. ii, 4 Ferge, Schiffer.

232. 4 Es hat es gut, es hat ein gutes Geschick.

234. Titus Manlius Torquatus ließ seinen Sohn, der gegen das Verbot mit einem Latiner gekämpft hatte, hinrichten. i, 1 Greif aus, schreite aus! 2 centaurisch, wie ein Centaur, d. i. ein sagenhaftes Wesen halb Mensch halb Pferd. iv, 1 verpönt, verboten.

235. Nach einer Sage war Thomas à Becket (Kanzler Heinrichs II. und Erzbischof von Canterbury) der Sohn einer Sarazenin. Diese hatte dem Normannen Gilbert Becket, der in Palästina gefangen war, zur Flucht verholfen und war ihm später nach London gefolgt.

15 glüher Wüste Sonnenschein, der Sonnenschein einer glühend heißen Wüste.

236. Aus der Dichtung 'Huttens letzte Tage'. Sie

besteht aus Monologen des ritterlichen Dichters und Humanisten Ulrich von Hutten (1488–1523), in denen er der bedeutsamen Stunden seines Lebens gedenkt

i, 2 Fulda, eins der ältesten deutschen Klöster mit berühmter Schule.

237. Das Gedicht schildert die Versöhnung des Kaisers Otto I. mit seinem Bruder Heinrich zu Weihnachten 941. Heinrich hatte geplant seinen älteren Bruder zu ermorden und die Krone für sich zu gewinnen. Der Plan wurde aber entdeckt und Heinrich gefangen genommen. Nach einiger Zeit entfloh er aus dem Gefängnis und wandte sich nach Frankfurt, wo Otto das Weihnachtsfest feierte. Als nun hier im Dome (Münster) am Morgen des Christtages die himmlischen Lieder den Kaiser umtönten, da sah er seinen Bruder im Bettlergewande sich vor ihm auf den Boden werfen und hörte aus seinem Munde die Bitte um Gnade. Noch hallte in Otto's Herzen der Gesang der Lieder und tief gerührt hob er seinen Bruder vom Boden und verzieh ihm.

i, 2 Psalm der Knaben, der Gesang der Chorknaben.
vii, 1 Heinz, Heinrich.

238. Das Gedicht wurde durch die folgenden Verse in Milton's 'Paradise Lost' (I, 490 ff.) angeregt :—

Belial came last, than whom a spirit more lewd
Fell not from heaven . . . .
In courts and palaces he also reigns,
And in luxurious cities, where the noise
Of riot ascends above their loftiest towers,
And injury, and outrage : *and when night*
Darkens the streets, then wander forth the sons
Of Belial, flown with insolence and wine.

Meyer nimmt an, daß sich die letzten drei Verse auf ein persönliches Erlebnis des Dichters beziehen. Er führt uns in Miltons Studierstube, wo der blinde Dichter noch zu später Nachtzeit seiner Tochter diktiert. Er ist bis

zu den Worten 'and when night' (»Zur Stunde, da«) gekommen, als draußen eine Schar übermütiger Kavaliere vorüberzieht. Sie beschimpfen und verwunden den verhaßten Puritaner. Er aber diktiert weiter und verwebt mit seiner unsterblichen Dichtung die Verse, in denen er die Frevler für alle Zeiten brandmarkt.

i, 1 er, Milton. Die Republik (Commonwealth) endete 1660. 2 Stuart, Charles II. landete am 25. Mai 1660 in Dover. iv, 3 Schuhu, Uhu, Eule. v, 1 Diese Zeile und die ganze Strophe iv werden von den Kavalieren gesprochen. vi, 1–6 Vergl. die oben angeführten Verse aus 'Paradise Lost'.

246. Die Goten, ein germanisches Volk, das etwa seit 200 nach Christi Geburt am Schwarzen Meere und an den Ufern der unteren Donau wohnte. Dahn nimmt an, daß Theodemer ein mächtiges Reich nördlich der Donau beherrschte, aber bei einem Einfalle der Hunnen im Jahre 455 Krone und Leben verlor. Theodemers Sohn, Jungdietrich (xv, 2), ist der spätere König des Ostgotenreichs in Italien, Theoderich der Große (geb. um 454), der in der Sage als Dietrich von Bern (d. i. Verona) fortlebte.

ii, 1 Wal, Walstatt, Schlachtfeld. iv, 2 verschroten, ix, 1 zerspellt, zerschlagen, zerspaltet. xi, 2 Hildebrand ist in der Sage Dietrichs Erzieher und Waffenmeister.

247. Vergl. Anmerkung zu Nr. 227. Stralsund am Strelasund (Ostsee), der Insel Rügen gegenüber, wurde vom 23. Mai bis 4. August 1628 von Wallenstein erfolglos belagert.

i, 5 Kartaune, eine Art Kanone. ii, 2 spat = spät. 5 gebeut = gebietet.

250. iii, 1 sirrt, rauscht.

251. Schlacht bei Kolin, Sieg der Osterreicher über Friedrich den Großen im Siebenjährigen Kriege.

ii, 3 Er mußte sterben.

253. Der Dichter besuchte eine Gegend, wo er vor

Jahren in einer Schlacht mitgekämpft hatte. Während er in die blühende Landschaft hinausschaute, mußte er der schrecklichen Szenen gedenken, die er einst dort erlebt hatte.

3 weit geländet, weit ausgebreitet. 15 ſtund = stand.

256. Episode aus dem Aufstande der Eingeborenen (Herero, Hottentotten) in der deutschen Kolonie Südwestafrika.

i, 4 Kolk, kleiner Teich. ii, 1 Witbois, ein Negerstamm, Teil der aufständischen Eingeborenen. v, 2 heilig, in heiliger Verzückung. (Wahnsinnig vor Durst redet er in Worten der Heiligen Schrift.) 4 Vergl. Psalm 42, 2. vi, 2 zermetzt, zerschossen, verwundet. ix, 3 ſchlapp, erschöpft. 5 Fließ, das fließende Wasser. 6 Gries, Sand.

Verzeichnis der Dichter

[Die Zahlen bezeichnen die Nummern der Gedichte]

Blüthgen, 249
Brentano, 82, 83
Bürger, 30–32

Chamisso, 84–87
Claudius, 27, 28

Dach, 6
Dahn, 246
Droste-Hülshoff, 136–138

Eichendorff, 109–118

Fitger, 248
Fleming, 8
Fontane, 226, 227
Freiligrath, 186, 187

Geibel, 201–209
Gellert, 20–22
Gerhardt, 7
Gleim, 23, 24
Goethe, 35–61
Grimmelshausen, 10
Groth, 219
Grün, 184, 185
Gryphius, 9
Günther, 11

Hagedorn, 17–19
Hardenberg, 80, 81
Hauff, 169
Hebbel, 189–200
Heine, 139–156
Herder, 29
Herwegh, 211
Heyse, 240–245
Hölderlin, 76–79
Hölty, 33, 34

Keller, 220–225
Kerner, 88–91
Klopstock 25
Körner, 124
Kosegarten, 157, 158

Lenau, 159–167
Lessing, 26
Liliencron, 250–256
Linga, 228
Logau, 5
Luther, 1

Meyer, 230–238
Mörike, 171–182
Moser, 247
Musen, 170
Müller (Wilhelm), 125–129
Müller (Wolfgang), 210

Novalis, 80, 81

Opitz, 4

Platen, 130–135

Verzeichnis der Dichter

Reinick, 183
Rückert, 119–122

Saar, 243–245
Sachs, 2
Sallet, 188
Scheffel, 239
Schiller, 62–75
Simrock, 168
Storm, 212–218
Strachwitz, 229

Uhland, 92–108

Vogel, 3
Volkslieder, 12–16

Zedlitz, 123

Verzeichnis der Anfänge

	Nr
Ach, wenn's nur der König auch wüßt'	179
Annchen von Tharau iſt, die mir gefällt	6
Alles in der Welt läßt ſich ertragen	61, xvii
Als Kaiſer Rotbart lobeſam	103
Als noch auf Erden ging Chriſtus	2
Als noch, verkannt und ſehr gering	56
Alt Heidelberg, du feine	239
Am Brunnen vor dem Tore	127
Am Fenſter ſtand die Mutter	150
Am Geſtade Paläſtinas, auf und nieder, Tag um Tag	235
Am Grab der Republik iſt er geſtanden	238
Am grauen Strand, am grauen Meer	214
Arm am Beutel, krank am Herzen	55
Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm	251
Auf dem Teich, dem regungsloſen	160
Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket	64
Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib	24
Augen, meine lieben Fenſterlein	221
Aus alten Märchen winkt es	144
Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit	120
Aus des Meeres dunklen Tiefen	196
Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde	129
Bei einem Wirte wundermild	99
Bei Nacht im Dorf der Wächter rief	176
Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!	232
Brüder, laßt uns luſtig ſein	11
Chidher, der ewig junge, ſprach	121
Da droben auf jenem Berge	58
Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge	161

Verzeichnis der Anfänge

	Nr.
Das aber kann ich nicht ertragen	215
Das ist der Tag des Herrn	93
Das ist der Weisheit letzter Schluß	61, xx
Das Wandern ist des Müllers Lust	125
Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll	44
Deine Tugenden halte für allgemeine des Menschen	200, ii
Den bängsten Traum begleitet	199
Der alte Barbarossa	119
Der du die Wälder färbst	245
Der du von dem Himmel bist	41
Der erste Hohenstaufe, der König Konrad, lag	85
Der große König wollte gern sehn	188
Der kann andre nicht regieren	5, x
Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn	97
Der König wollte taufen	248
Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus	201
Der Maulwurf hört in seinem Loch	209, iv
Der Mond ist aufgegangen	27
Der Nachtigall reizende Lieder	17
Der Nachtwind hat in den Bäumen	165
Der Nebel steigt, es fällt das Laub	212
Der Pilger, der die Höhen überstiegen	87
Des Menschen Seele	45
Die bange Nacht ist nun herum	211
Die du über die Sterne weg	195
Die Felsen, schroff und wild	159
Die Fenster auf! die Herzen auf!	126
Die Freundschaft, die der Wein gemacht	5, iii
Die linden Lüfte sind erwacht	100
Die Luft ist blau, das Tal ist grün	33
Die Mitternacht zog näher schon	140
Die schöne Form macht kein Gedicht	209, i
Die schönsten Früchte, frisch gepflückt	193
Die Zeit geht nicht, sie stehet still	224
Dies ist der Königspark	208
Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!	198
Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen	134
Dort bläht ein Schiff die Segel	190
Dort unten in der Mühle	90
Drei Reiter nach verlorner Schlacht	167
Drei Zigeuner fand ich einmal	164
Droben auf dem schroffen Steine	107

Verzeichnis der Anfänge

	Nr.
Droben ſtehet die Kapelle	92
Du biſt wie eine Blume	149
Dulde, gedulde dich fein	240
Du ſiehſt, wohin du ſiehſt, nur Eitelkeit auf Erden	9
Edel ſei der Menſch	50
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!	237
Ein Bär, der lange Zeit ſein Brot ertanzen müſſen	21
Ein Bruder und eine Schweſter	241
Eine ſtarke, ſchwarze Barke	155
Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin	75, iv
Eines ſchickt ſich nicht für alle	61, xi
Ein feſte Burg iſt unſer Gott	1
Ein Fichtenbaum ſteht einſam	143
Ein großer Teich war zugefroren	61, iv
Ein gut Gedicht iſt wie ein ſchöner Traum	209, ii
Ein junger Mönch im Kloſter Heiſterbach	210
Ein kluger Maler in Athen	22
Ein Tännlein grünet wo	182
Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand	39
Ein verhungert Hühnchen fand	18
Ein Winzer, der am Tode lag	32
Ein Zeiſig war's und eine Nachtigall	20
Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort	61, xiii
Er liegt ſo ſtill im Morgenlicht	136
Erſchlagen lag mit ſeinem Heer	246
Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen	69
Es geht bei gedämpfter Trommel Klang	86
Es gingen drei Jäger wohl auf die Birſch	101
Es iſt ſo ſtill: die Heide liegt	213
Es ließe ſich alles trefflich ſchlichten	61, xii
Es ragt ins Meer der Runenſtein	153
Es reden und träumen die Menſchen viel	71
Es ſang vor langen Jahren	83
Es ſchienen ſo golden die Sterne	114
Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde	36
Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß ſo hoch und hehr	106
Es tönt des Nöcken Harfenſchall	157
Es wallt das Korn weit in die Runde	220
Es wandert eine ſchöne Sage	222
Es war, als hätt' der Himmel	118
Es war ein Kind, das wollte nie	59

Verzeichnis der Anfänge

	Nr.
Es war ein König in Thule	40
Es war ein König Milesint	173
Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein	96
Feiger Gedanken	43
Flatternde Fahnen	252
Frau Amme, Frau Amme, das Kind iſt erwacht!	194
Freude, Mäßigkeit und Ruh	5, v
Freude, ſchöner Götterfunken	63
Friedlich bekämpfen	192
Früchte bringet das Leben dem Mann	75, iii
Frühling, der die Welt umblaut	230
Frühling läßt ſein blaues Band	175
Früh, wann die Hähne krähn	174
Fülleſt wieder Buſch und Tal	43
Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud'	7
Geht Kinder nicht zu weit ins Bruch!	138
Gemäht ſind die Felder, der Stoppelwind weht	249
Gottes iſt der Orient!	61, i
Gottes Mühlen mahlen langſam	5, ix
Graf Douglas, preſſe den Helm ins Haar	229
Greif aus, du mein junges, mein feuriges Tier!	234
Haſt du das Schloß geſehen	94
Hat der alte Hexenmeiſter	57
Herr Oluf reitet ſpät und weit	29
Herr! ſchicke was Du willt	178
Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen	148
Hoffnung iſt ein feſter Stab	5, i
Holder Lenz, du biſt dahin!	162
Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen	141
Ich ging im Walde	60
Ich hab' eine alte Muhme	184
Ich hab' es getragen ſieben Jahr	226
Ich hatt' einen Kameraden	95
Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſtehn	197
Ich ſehe oft um Mitternacht	28
Ich ſeh' von des Schiffes Rande	115
Ich ſtand an eines Gartens Rand	253

Verzeichnis der Anfänge

	Nr
Ich träum' als Kind mich zurücke	84
Ich weiß nicht, was das sagen will!	116
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten	145
Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig	31
Ihr dunklen Drähte, hingezogen	243
Ihr wandelt droben im Licht	79
Im afrikanischen Felsental	223
Im Garten wandelt hohe Mittagszeit	204
Immer strebe zum Ganzen	75, v
Im südwestafrikanischen Land	256
Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen	142
Im Weizenfeld, in Korn und Mohn	250
In allen meinen Taten	8
In alten Briefen saß ich heut vergraben	255
In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling	75, vii
In der stillen Pracht	117
In einem kühlen Grunde	109
In einem Tal bei armen Hirten	66
In meine Heimat kam ich wieder	228
Johann, der muntre Seifensieder	19
Jung Siegfried war ein stolzer Knab'	102
Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde	181
Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir	171
Kein sel'grer Tod ist in der Welt	3
Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn	52
Kleine Blumen, kleine Blätter	37
Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!	10
Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!	111
Lärmend, im Schloß zu Eger	227
Leichter träget, was er träget	5, ii
Leise zieht durch mein Gemüt	152
Lenore fuhr ums Morgenrot	30
Lieblich war die Maiennacht	163
Liegt dir Gestern klar und offen	61, viii
Mann mit zugeknöpften Taschen	61, xvi
Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke	133
Mein Kind, wir waren Kinder	147
Menschlich ist es Sünde treiben	5, vi

Verzeichnis der Anfänge

	Nr.
Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke	74
Mit einem Herren steht es gut	61, ix
Mit Hörnergetön in blitzender Wehr	247
Morgen muß ich fort von hier	12
Morgenrot, Leuchtest mir zum frühen Tod	169
Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'	139
Nacht ist's, und Stürme sausen für und für	130
Nachts um die zwölfte Stunde	123
Nächtlich am Busento lispeln	131
Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen	65
Nicht das viele wissen tut's	5, xi
Nicht in den Ozean der Welten alle	25
Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt	122, iv
Noch ahnt man kaum der Sonne Licht	98
Normannenherzog Wilhelm sprach einmal	105
Nun ist das Korn geschnitten	244
Nun kommt der Sturm geflogen	207
Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen	78
Ob du dich selber erkennst?	200, i
O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren	122, i
O lieb, so lang du lieben kannst	186
O Straßburg, o Straßburg	15
O Täler weit, o Höhen	110
O wunderbares tiefes Schweigen	112
Poesie ist tiefes Schmerzen	91
Preisend mit viel schönen Reden	89
Proben gibt es zwei, darinnen	209, v
Rings ein Verstummen, ein Entfärben	166
Ringsum ruhet die Stadt	77
Rosen pflücke, Rosen blühn	23
Sag an, o lieber Vogel mein	191
Sah ein Knab' ein Röslein stehn	35
Sanft verglimmt des Tages Helle	206
Sausewind! Brausewind!	172
Schließe mir die Augen beide	216
Schwer und dumpfig	62

Verzeichnis der Anfänge

	Nr
Seh' ich die Werke der Meister an	61, xviii
Sei wohlgemut, laß Trauern sein	4
Sie haben Tod und Verderben gerrien	187
Siehst du den Stern im fernsten Blau	225
So komme, was da kommen mag!	217
So stille ruht im Hafen	231
Täglich ging die wunderschöne	154
Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind	75, ii
Thalatta! Thalatta!	151
Tiefe Stille herrscht im Wasser	54
Tue nur das Rechte in deinen Sachen	61, x
Tu was jeder leben müßte	122, vi
Über allen Gipfeln	46
Über die Heide hallet mein Schritt	218
Ub immer Treu' und Redlichkeit	34
Und traut der Winter noch so sehr	203
Vater, ich rufe dich!	124
Vom Taue glänzt der Rasen, beweglicher	76
Von Erenball der junge Lord	105
Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten	26
Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll	122, ii
Vor seinem Löwengarten	68
Walle, Regen, walle nieder	219
Was du teurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit?	200, iii
Was hör' ich draußen vor dem Tor	51
Was steht der nord'schen Fechter Schar	104
Was verkürzt mir die Zeit?	61, ii
Welcher Unsterblichen	47
Wem Gott will rechte Gunst erweisen	113
Wenn alle untreu werden	81
Wenn der uralte	49
Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust ersi sagen	122, iii
Wenn du zu mei'm Schätzel kommst	14
Wenn ich einst, ein kleiner Bube	189
Wenn ich ein Vöglein wär'	13
Wenn ich Ihn nur habe	80
Wenn noch kaum die Hähne krähen	242
Wenn überm Meer das Frührot brennt	205

Verzeichnis der Anfänge

	Nr.
Wer ist ein unbrauchbarer Mann?	61, xv
Wer mit dem Leben spielt	61, xiv
Wer nie sein Brot mit Tränen aß	53
Wer recht in Freuden wandern will	202
Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?	48
Wer schlägt so rasch an die Fenster mir	128
Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'	67
Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis	61, vi
Wie heimlicherweise	177
Wie heißt König Ringangs Töchterlein	180
Wie herrlich leuchtet	38
Wie ist doch die Erde so schön, so schön!	183
Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt	137
Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet	135
Wie oft sah ich die blassen Hände nähen	254
Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht	132
Wie sich Verdienst und Glück verketten	61, xix
Wie war zu Köln es doch vordem	158
Willst du, daß wir mit hinein	122, vii
Willst du dich selber erkennen	75, i
Willst du dir ein hübsch Leben zimmern	61, iii
Willst du fremde Fehler zählen	5, vii
Willst du, Freund, die erhabensten Höhn	75, vi
Willst du immer weiter schweifen?	61, v
Wir malten eine Sonnenuhr zum Spaß	236
Wir saßen am Fischerhause	146
Wohlauf, noch getrunken	88
Wolken, meine Kinder, wandern gehen	233
Wo wird einst des Wandermüden	156
Wozu ist Geld doch gut?	5, iv
Zu Aachen in seiner Kaiserpracht	73
Zu Bacharach am Rheine	82
Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich	72
Zu Hameln fechten Mäus' und Ratzen	168
Zu Mantua in Banden	170
Zum Kampf der Wagen und Gesänge	70
Zu Straßburg auf der Schanz	16
Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen	209, iii
Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes	122, v
Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor	185
Zwischen heut und morgen	61, viii

PRINTED IN ENGLAND
AT THE OXFORD UNIVERSITY PRESS

PT
1155
F54
cop.2

Fiedler, Hermann Georg
Buch deutscher Dichtung

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY